

Nachrichten der Geographischen Gesellschaft Bern : 1.2.2018-28.2.2019

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Geographische Mitteilungen : Mitteilungen der
Geographischen Gesellschaft Bern und Jahresbericht des
Geographischen Institutes der Universität Bern**

Band (Jahr): - **(2018)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-841878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Geographische
Gesellschaft Bern

**Nachrichten
der Geographischen
Gesellschaft Bern
1.2.2018 – 28.2.2019**

Gesellschaftsnachrichten

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. Martin Hasler Worbstr. 32A, 3113 Rubigen	031 721 02 30	
Dr. Markus Hohl Steinauweg 5, 3007 Bern	031 371 57 82	G: 031 631 88 86
Prof. Dr. Bruno Messerli Brunnweid, 3086 Zimmerwald	† 4. Februar 2019	P: 033 657 26 00 079 443 32 92
Monika Wälti Augsburgerstr. 13, 3052 Zollikofen	031 911 18 00	
Prof. Dr. Urs Wiesmann Oberdorf, 3255 Rapperswil	031 879 13 23	
		Prof. Dr. Heike Mayer Geographisches Institut Hallerstr. 12, 3012 Bern heike.mayer@giub.unibe.ch
		Rudolf Schneiter Moosweg 2, 3752 Wimmis rudolf.schneiter@bluewin.ch
		Patrick Sieber Kirchgasse 6, 3700 Spiez patrick.sieber@gmx.ch
		Constantin Streit Müllerstrasse 6, 3008 Bern co.streit@bluewin.ch

Vorstand

Präsidentin/Geographische Mitteilungen

Elisabeth Bäschlin
Spittelerstr. 14, 3006 Bern
baesch@giub.unibe.ch

P: 031 351 36 65

Vizepräsident

Andreas Gräub
Muristr. 8c, 3006 Bern
andreas.graeb@muristalden.ch

P: 031 351 07 48
G: 079 260 15 62

Kasse / Mitgliederkontrolle

Alexander Hermann
Geographisches Institut
Hallerstr. 12, 3012 Bern
hermann@giub.unibe.ch

G: 031 631 88 65

BeisitzerInnen

Prof. Dr. Margreth Keiler
Geographisches Institut
Hallerstr. 12, 3012 Bern
margreth.keiler@giub.unibe.ch

G: 031 631 32 77

Barbara Keller
Alpines Museum der Schweiz
Helvetiaplatz, 3005 Bern
barbara.keller@alpinesmuseum.ch

P: 078 743 56 55
G: 031 350 04 52

Dr. Thomas Klöti
Stauffacherstr. 27, 3014 Bern
thomas.kloeti@gmx.ch

P: 031 332 97 69

Dr. Karina Liechti
Centre for Development and Environment
Mittelstr. 43, 3012 Bern
karina.liechti@cde.unibe.ch

G: 031 631 38 22

Hans Wiedemar
Neuhausweg 1, 3063 Ittigen
hans.wiedemar@bluewin.ch

P: 031 302 64 38

Postadresse

Geographische Gesellschaft Bern
Hallerstr. 12, 3012 Bern

Rechnungsrevisoren

Prof. em. Dr. Hans-Rudolf Egli
Uf em Feld 34, 3045 Meikirch
hans-rudolf.egli@bluewin.ch

P: 031 829 23 13

Dr. Andri Bisaz
Morgenstrasse 12, 3073 Gümligen
andri_bisaz@gmx.ch

P: 031 951 62 80

Exkursionen

Rudolf Schneiter
Moosweg 2, 3752 Wimmis
rudolf.schneiter@bluewin.ch

P: 033 657 26 00
079 443 32 92

Bericht der Präsidentin



Die Aktivitäten der GgGB bestanden auch im letzten Jahr vor allem aus der Vortragsreihe im Wintersemester und Exkursionen im Sommerhalbjahr.

Vortragsreihe

Im Rahmen unseres Themas **«Grenzen überschreiten»** war es uns gelungen, wiederum einige sehr interessante Vorträge zu organisieren.

Den Auftakt zur Vortragreihe gaben die Berichte der Studierenden über ihre Feldkurse: Eine Gruppe war in Island unterwegs mit Prof. Dr. Heinz Veit, eine zweite querte die Alpen von Flims bis Innsbruck mit Prof. Dr. Margreth Keiler und die dritte bereiste die Gegend zwischen Rhein und Ruhr mit Prof. Dr. Jean-David Gerber. Es freut uns ganz besonders, dass dieser Abend wieder stattfinden konnte und damit auch die jungen Geographinnen und Geographen in der GgGB mindestens einen Abend lang präsent waren.

Mit der Einladung von Prof. Dr. Chinwe Ifejika Speranza und Prof. Dr. Susan Thieme wollte der Vorstand den Mitgliedern der GgGB die Gelegenheit geben, zwei Frauen kennen zu lernen, die nun seit einiger Zeit als Professorinnen am Institut tätig sind. Beide berichteten von ihren aktuellen Forschungsfeldern, Frau Ifejika Speranza von Ernährungssystemen in Afrika, speziell in Kenia, und Frau Thieme von MigrantInnen im Schweizer Gesundheitswesen.

Die Biologin Prof. Dr. Patricia Holm aus Basel führte mit ihrem Vortrag in die Antarktis, die von den Lebewesen mancherlei Anpassung verlangt, um leben zu können.

Prof. Dr. Doris Wastl-Walter, seit Juni 2019 emeritierte Professorin aus Bern, berichtete von ihrer Forschung im südlichen Afrika, wo mit «Transnationalen Peace Parks» grenzüberschreitende Kooperationen versucht werden.

Divisionär a.D. Urs Gerber führte das Publikum in einen Raum, der gerade wieder sehr aktuell ist: Im Grenzraum zwischen Nord- und Südkorea sind Schweizer Militärangehörige seit 1953 und bis heute aktiv bei der Überwachung des Waffenstillstandes.

Prof. Dr. André Holenstein zeigte uns in seinem Vortrag die Grenzen unserer Nationalgeschichte auf. Er zerplückte uns lieb gewordene «helvetische Überlieferungen» und entlarvte sie als Mythen.

Prof. Dr. Reynald Delaloye, Physischer Geograph aus Fribourg, berichtete von seiner Forschung an der «Grenze des Gebirgspermafrosts», ein Thema, das uns zunehmend alle betrifft.

Unter der Führung von Barbara Keller, Vorstandmitglied der GgGB und stellvertretende Direktorin des Museums, besuchten wir die Ausstellung «Die weisse Gefahr. Umgang mit Lawinen in der Schweiz» im Alpinen Museum. Die zahlreichen Lawinnenniedergänge in diesem Winter erhöhten die Aktualität der gezeigten Informationen.

Exkursionen

Im vergangenen Jahr fanden zwei Exkursionen statt.

Die Exkursion «Görlitz und Niederschlesien» führte in den deutsch-polnischen Grenzraum und stand unter der Leitung von Ruedi Schneiter. Die Exkursion «Kapverden» war von Dr. Andri Bisaz und mir organisiert worden. Die ausführlichen Berichte zu den Exkursionen sind im entsprechenden Kapitel des Jahresberichtes zu lesen.

Jahrbücher 65 und 66

2018 konnten wir zwei Jahrbücher an unsere Mitglieder verschicken. Es ist absolut nicht üblich, dass die Geographische Gesellschaft innerhalb weniger Monate zwei Jahrbücher herausgibt. Doch das Erscheinen des Jahrbuchs 65 «Emmental» hatte sich etwas verzögert und konnte deshalb nicht wie geplant 2017 erscheinen.

Beim Jahrbuch 66 «Geographie als Grenzüberschreitung» handelt es sich um die Festschrift zu Emeritierung von Prof. Doris Wastl-Walter, die zur Abschiedsveranstaltung im Mai 2018 vorliegen musste. Als der Vorstand von den AutorInnen des Buches angefragt worden war, ob wir bereit wären, eine Festschrift für Doris Wastl-Walter in die Reihe unserer Jahrbücher aufzunehmen,

haben wir ohne grosses Zögern zugesagt. 1997 – im 111. Jahr der Geschichte des Geographischen Instituts! – war mit Doris Wastl-Walter zum ersten Mal eine Frau als Professorin gewählt worden. Sie hat in den Jahren ihrer Tätigkeit in Bern als Grenzforscherin und Feministin viel bewegt und neue Ideen und Ansätze eingebracht. Von 2011 bis 2016 war sie zudem als Vizerektorin für Qualität und Nachhaltigkeit Mitglied der Universitätsleitung. Das Jahrbuch ist vom Geographischen Institut und von der Universität finanziell unterstützt worden.

GgGB und ihre Mitglieder

Die Zahl unserer Mitglieder ist im vergangenen Jahr gleichgeblieben.

Was uns im Vorstand immer wieder beschäftigt, ist die Frage, wie wir vermehrt auch junge GeographInnen als Mitglieder gewinnen können. Wir sehen die Hauptaufgabe der Geographischen Gesellschaft darin, die Ideen und Forschungsansätze der Geographie in einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen und zu pflegen. Zusätzlich möchten wir aber auch den Geographinnen und Geographen als Ort dienen, wo Kontakte unter Ehemaligen gepflegt werden können. 2018 haben wir kein Ehemaligentreffen organisiert, was aber keineswegs bedeutet, dass wir dieses Ziel aufgegeben haben.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich allen Mitgliedern des Vorstandes herzlich danken für die gute Zusammenarbeit und den Mitgliedern für ihr Mittragen der GgGB, das sich im Besuch von Veranstaltungen ausdrücken kann, aber auch in Nachrichten, Meinungen und Anregungen, die uns jeweils im Laufe des Jahres auf verschiedenen Wegen erreichen.

Elisabeth Bäschlin

Nachruf Ehrenmitglied Prof. Dr. Bruno Messerli 1931–2019

Ein persönlicher Nachruf

Mit dem Beginn meines Studiums im Frühjahr 1967 habe ich Bruno kennengelernt. Der dynamische Oberassistent-*PD* faszinierte uns Studierende durch seine mitreissenden Vorlesungen zur Geomorphologie und den Tropen-Subtropen. Mit vielerlei Fragen und «Problemen» gab er uns Anstösse zum Mit- und Weiterdenken und verkörperte für uns eine moderne geographische Wissenschaft – weit weg von der alten Schulgeographie.

1969 führte er als neugebackener Professor seine erste grosse Auslandsexkursion in eigener Regie durch. Diese Exkursion nach Sizilien, drei Wochen unterwegs in Postauto und Zelt und organisiert in Kochgruppen, war einer der Höhepunkte meines Studiums. Unvergesslich ist für mich die Nacht auf dem Ätna, der mit seinen Eruptionen alle zehn Minuten ein Feuerwerk an den nächtlichen Himmel zauberte.

Ich wählte dann als Studienrichtung Kulturgeographie und Planung. Damit gehörte ich nicht zu «Brunos Studenten» (Die Professoren sprachen damals von «meinen» und «deinen» Studenten!) und wir hatten im Verlauf des Studiums wenig direkten Kontakt. Aber Bruno und seine Art der Lehre haben auch mich stark geprägt. Und als ich dann 1983 als Lektorin für Geographie am Brevet, dem französischsprachigen Sekundarlehramt, meine eigene Vorlesung zu Entwicklungsproblemen in den humiden Tropen und den ariden Subtropen ausarbeitete, hat diese zu Beginn noch stark Brunos Handschrift getragen...

Bruno hat sich sein Leben lang für die Geographie eingesetzt, in Bern, in der Schweiz und weltweit. Er hat sich auch stets als Geograph bezeichnet, nie als Geomorphologe oder Klimatologe. «Geographie» als Fach sollte im Bewusstsein der Öffentlichkeit bleiben, wie er mal sagte. Die Entwicklung des Geographischen Instituts Bern vom kleinen Institut am Falkenplatz zum GIUB in seinem heutigen Umfang ist zu einem grossen Teil sein Verdienst: Er hat seinen Studierenden den nötigen Freiraum und die Unterstützung gegeben zum Ausbau der verschiedenen Fachrichtungen innerhalb der Geographie und damit diese Entwicklung möglich gemacht. In den 1960er und 1970er Jahren haben sich zahlreiche Institute im deutschsprachigen Raum «spezialisiert» und damit aufgeteilt in die beiden Richtungen «Physische Geographie» und «Kulturgeographie». Bruno – ebenso wie seine Kollegen Georges Grosjean und Klaus Aerni – hat mit Überzeugung das «Berner Modell» vertreten, die Vorstellung, dass Geographie aus der Verbindung von «Physischer Geographie» und «Kulturgeographie» besteht und damit die Aspekte von «Natur» und «Mensch» verbindet, ja verbinden soll: «Man and Biosphere!»

Feministische Geographie

Gewisse neuere Forschungsansätze in der Humangeographie bereiteten Bruno gelegentlich Mühe. So versuchte er mich vor Jahren bei einer Tasse Kaffee, zu der er mich eingeladen hatte, davon zu überzeugen, dass der Begriff «Feministische Geographie» in der Wissenschaft gänzlich unangebracht sei. Ich meinerseits versuchte, ihm mit – wie mir schien – einleuchtenden Argumenten zu erklären, warum genau dieser Begriff der richtige sei! Nach dem Gespräch waren wir beide überzeugt, unsere Argumentation sei zwingend gewesen. Doch kurz darauf erhielt ich eine Postkarte von Bruno: Er zeigte sich irritiert darüber, dass ich den Begriff weiterhin verwendete. Wir hatten aneinander vorbei geredet!

Bruno interessierte sich aber immer wieder auch für die Entwicklungen in der Human- und Kulturgeographie. So besuchte er Jahre später – als einziger Kollege aus der «Physischen Geographie» – eine Veranstaltung zu «Feministischer Geographie», die unsere Forschungsgruppe zum Abschluss meiner Tätigkeit an der Universität veranstaltet hatte!

Bruno Messerli und die Geographische Gesellschaft

Bruno war lange Jahre Ehrenmitglied unserer Gesellschaft. Er hat unsere Vorträge besucht, sooft es ihm sein Terminkalender erlaubte und war in den letzten Jahren ein regelmässiger und stets interessierter Gast an unseren Jahresessen.

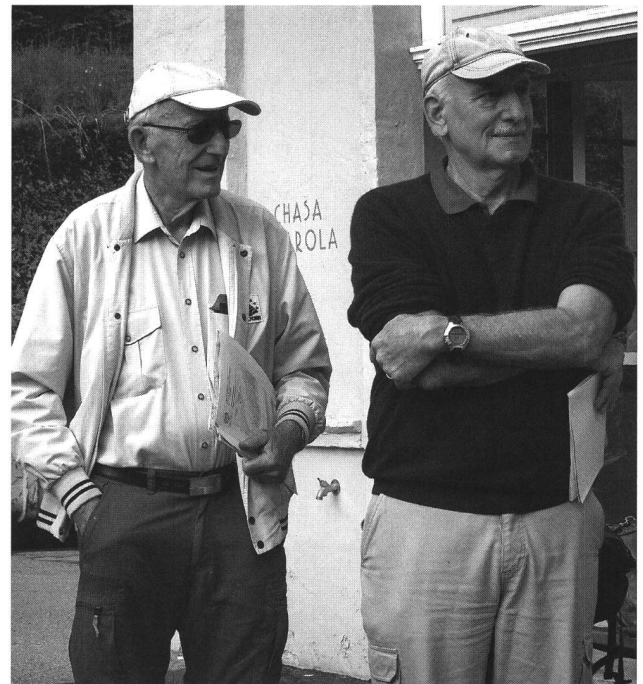


Abb. 1: Exkursion Engadin 2011: Bruno Messerli und Andri Bisaz
(Foto: Elisabeth Bäschlin)

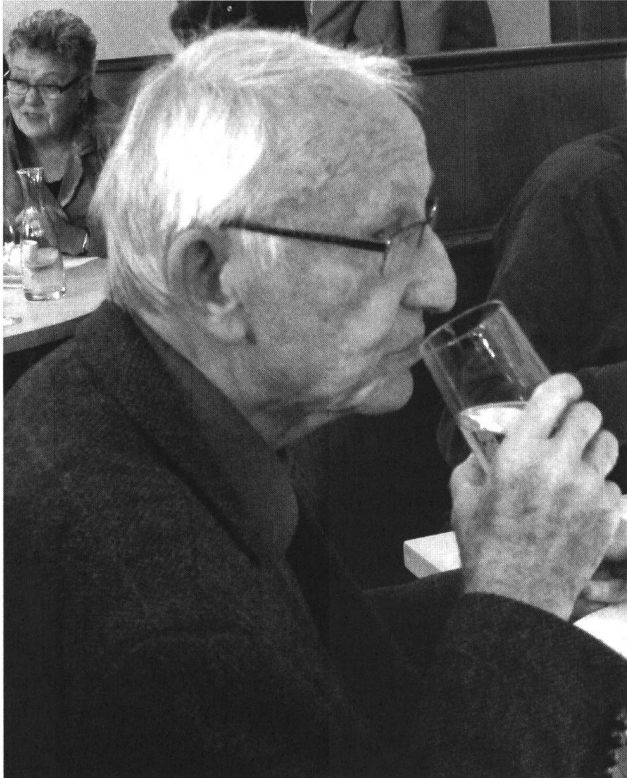


Abb. 2: Bruno Messerli am Jahresessen der GgGB, Januar 2018
(Foto: Elisabeth Bäschlin)

Für Bruno, den grossen Netzwerker, waren die Geographische Gesellschaft und ihre Aktivitäten wichtig. Er war überzeugt, dass geographische Fragestellungen und Anliegen auch in die breitere Öffentlichkeit getragen werden müssten und nicht nur innerhalb der wissenschaftlichen «Community» diskutiert werden sollten. Nur auf diese Weise könnten geographische Forschungsergebnisse gesellschaftlich wirksam werden. Die Geographische Gesellschaft kann ein Weg sein, eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen. Bruno hat daher bedauert, dass seine KollegInnen am GIUB oft die Bedeutung der GgGB unterschätzen würden.

Bruno hat der Geographie ein reiches Erbe hinterlassen. Sein grosses Anliegen, ein nachhaltiger, verantwortungsbewusster Umgang mit der Umwelt in einer globalen Sicht auf die Welt, wird von zahlreichen seiner Schüler und Schülerinnen weitergetragen. Auch die Mitglieder der Geographischen Gesellschaft Bern fühlen sich seinem Erbe verpflichtet: Viele von uns waren in den letzten Jahrzehnten über kürzere oder längere Zeit mit Bruno unterwegs, sei es im Studium oder später. Sein Erbe verpflichtet auch uns: Wir wollen durch unsere Veranstaltungen weiterhin dazu beizutragen, das Bewusstsein für unsere Verantwortung für die Umwelt und die Entwicklung unserer EINEN Welt in der Öffentlichkeit zu pflegen und wach zu halten.

Aus dem dynamischen und geistig stets wachen Bruno mit ständig sprühenden neuen Ideen ist durch die Krankheit in den letzten Jahren ein zunehmend stiller Mensch geworden. Aber Bruno war bis zuletzt noch immer gerne mit dabei, an den Jahresessen der GgGB und auch an den Treffen der Emeriti, den pensionierten Professoren und DozentInnen der Geographie.

Bern, im Februar 2019

Elisabeth Bäschlin

Vortragsrezensionen

Winter 2018/2019: «Grenzen überschreiten»

Berichte aus den Feldkursen 2018

Studierende des Geographischen Institutes der Universität Bern

2. Oktober 2018

Feldkurs Island, 1.–12. August 2018

Leitung: Prof. Dr. Heinz Veit, Dr. Thomas Kohler, Dr. Hanspeter Liniger

Der Feldkurs führte uns von der Hauptstadt Reykjavik entlang eines Transektes durch das zentrale Hochland nach Norden bis nach Dalvik und auf einer Parallelroute wieder zurück nach Reykjavik. Aufgrund seiner geringen Grösse und seiner jungen Besiedlungsgeschichte gibt es wohl kaum ein Land, in dem man auf so kleinem Raum alle denkbaren geographischen Aspekte anschaulich studieren kann, so dass auch die knapp zwei Wochen allerhand Möglichkeiten boten einen guten Überblick zu erhalten, auch wenn sich wohl alle mehr Zeit gewünscht hätten. Viele hatten sich diese Zeit aber entweder im Vorfeld oder im Anschluss an die Exkursion noch selbstständig geholt und sind auf eigene Faust gerüst.

Zentrale Themen, die auf Island zwangsläufig in verschiedenen Varianten immer wiederkehrten, waren Tektonik/Geologie/Vulkanismus, Gletscherschwankungen, Mensch-Umwelt-Einflüsse und Bodenerosion seit der Landnahme vor rund 1000 Jahren, heutige Probleme von Fischerei und Landwirtschaft, Energie sowie Tourismus. Die Studierenden hatten sich mit der Anfertigung eines Exkursionsführers vorher in verschiedene Themenbereiche eingearbeitet, und konnten somit auf hervorragendes Grundlagenmaterial während der Exkursion zurückgreifen.

Beim Start ins «Goldene Dreieck» mit den Lokalitäten Thingvellir, Laugarvatn, den Geysiren und dem Gullfoss-



Abb. 1: Die Island-Gruppe

Wasserfall standen direkt touristische «Hotspots» am Beginn der Exkursion, neben Geologie und Tektonik waren dies auch die historische Entwicklung und die Besiedlungsgeschichte. Im seit langem durch Weidewirtschaft genutzten Umland waren auch die spezifischen Aspekte der Bodenbildung auf einer vulkanisch aktiven Insel ein Thema. «Bodenbildung» bedeutet hier vor allem die Akkumulation von Aschen und Flugstaub. Bei Zerstörung der Grasnarbe ist dieses lockere Material extrem anfällig für die Wind- und Wassererosion. Bis zum Schluss der Exkursion haben uns diese Problematik und die Möglichkeiten der Bekämpfung der Erosion begleitet.

Noch zum Ausgang der letzten Kaltzeit, in der Jünger Dryas, war Island nahezu komplett mit Eis bedeckt. Viele Landschaftsformen und spezielle subglaziale vulkanische Erscheinungen sind deshalb weit verbreitet. Auf der Fahrt über das zentrale Hochland konnten diese Formen immer wieder beobachtet werden. Entlang der Route wurde auch die Höhenstufung von Klima und Vegetation immer wieder diskutiert.

Im Norden der Insel waren dann mit dem Besuch des schön eingerichteten Heringsmuseums in Siglufjörður, dem Besuch einer Fischfabrik in Dalvik und der ausgiebigen Besichtigung eines brandneuen Fangschiffes der Fischfang und seine historische Entwicklung ein Thema. In der Umgebung treten auf den Hängen bis auf das Meeressniveau hinunter Solifluktionsloben auf. Die periglazialen Prozesse konnten diskutiert werden, ebenso wie auch die klimatisch gesteuerte Entwicklung über das gesamte Holozän. Hierzu hatte es in der Vergangenheit Masterarbeiten aus dem Geographischen Institut gegeben.

In der Region um den Mývatn-See stand neben den vulkanischen Erscheinungen die Nutzung der geothermischen Energie im Vordergrund. 99 % der elektrischen Energie Islands werden aus Wasserkraft oder Geothermie gewonnen, wobei die Wasserkraftnutzung domi-



Abb. 2: Im zentralen Hochland, kalt und windig

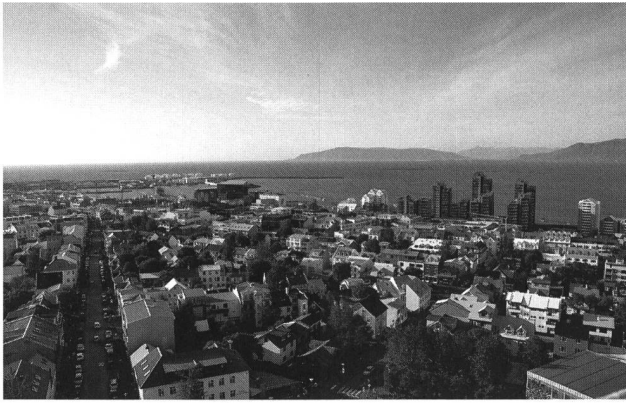


Abb. 3: Reykjavik mit Hafen und Neubaugebieten, vom Turm der Hallgrímskirkja aus gesehen.

niert. Beim Besuch des Kraftwerkes Krafla und einer Wanderung auf den Mt. Krafla konnten die geothermischen Anlagen besichtigt werden.

Zurück Richtung Süden ging es über die Sprengisandur-Route. Neben periglazialen Formen ging es bei der Fahrt durch diese vegetationsarme «Mondlandschaft» häufig um die Frage, inwieweit diese natürlich oder eine Folge der Bodenerosion und Überweidung sei.

Landmannahellir und Landmannalaugar, sowie ein Abstecher zur Eldgjá-Spalte boten wieder ausreichend Gelegenheit zum Thema Geologie und Hydrothermie, abgerundet durch die Basaltsäulen am Strand von Vík. Nach einer nochmaligen intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Bodenerosion und Bodenschutz, bei dem ältesten «Soil Conservation Service» der Welt in Gunnarsholt (gegründet 1907), konnten wir auf der Rückfahrt nach Reykjavik noch einen Besuch auf einem Bauernhof einlegen, bevor es zunächst kollektiv, dann in einzelnen Gruppen in das Nachtleben ging. Davon unbeschadet waren alle vollständig am letzten Tag zur Stadtführung in Reykjavik anwesend.

Heinz Veit

Feldkurs «Integrales Risikomanagement – von Flims bis Innsbruck», 24. Juni – 1. Juli 2018

Leitung: Prof. Dr. Margreth Keiler, Dr. Veronika Röthlisberger

Am Sonntagmorgen haben wir uns (14 TeilnehmerInnen) beim Hauptgebäude der Universität Bern getroffen, wo



Abb. 1: Gruppenfoto vor dem Bergsturz in Tschirgant (Foto: Chantal Schmidt)

wir mit einem Reisebus abgeholt wurden. Dieser wurde während der Exkursion zu unserem zweiten Zuhause, da wir täglich mehrere Stunden unterwegs waren, im Rheintal, im Vorarlberg und im westlichen Tirol.

Themenbereiche der achttägigen Exkursion waren zum einen der Hochwasserschutz am Alpenrhein und zum anderen diverse geomorphologische Prozesse in Vorarlberg und in Tirol, insbesondere zahlreiche Murbäche sowie deren Verbauungen aber auch Bergstürze, Lawinen und Rutschungen. Die Prozesse wurden unter dem Aspekt des integralen Risikomanagements von verschiedenen Blickpunkten aus betrachtet und diskutiert.

Am ersten Tag unserer Exkursion fuhren wir zum Flims Bergsturz, der sich vor rund 9000 Jahren ereignete und weltweit zu den grössten derzeit bekannten Bergstürzen zählt. Eindrücklich erlebbar ist die gewaltige Masse heute noch im Bereich der 15 km langen und bis zu 300 m tiefen Rheinschlucht, welche der Rhein zwischen Ilanz und Bonaduz ins über 50 km² grosse Ablagerungsgebiet erodierte.

Am nächsten Tag war die Weiterfahrt nach Bregenz angesetzt mit einem Zwischenhalt im Liechtensteiner Rheintal, wo wir uns mit dem Thema Hochwasser beschäftigen. Stephan Wohlwend, der hiesige Experte für Hochwasserschutz zeigte uns die Gefahren eines extremen Hochwassers für das Fürstentum und welche Massnahmen seiner Meinung nach notwendig wären.

Nach einem gemütlichen abendlichen Picknick am Bodensee in Bregenz, ging es am folgenden Tag weiter ins Museum Rhein-Schauen in Lustenau. Das Museum veranschaulichte die wechselhafte Geschichte des Alpenrheins und seiner Anrainerstaaten auf eindrucksvolle Art und Weise. Nebst den Modellen und Bildern sorgte besonders der Museumsführer für Unterhaltung, der zu allem eine passende Anekdote bereithielt.

Noch am selben Tag ging es weiter nach Sibratsgfall, ein Gebiet, welches stark von Rutschungen geprägt ist. Die Geologie, der starke Niederschlag und das Relief sind verantwortlich für Bewegungen von jährlich einigen Zentimetern. Dies stellt die dortigen Bewohner vor diverse Herausforderungen. «Felbers schiefes Haus» wurde nach dem Rutschereignis von 1999 am Rindberg



Abb. 2: Abendliches Picknick am Bodensee in Bregenz. (Foto: Chantal Schmidt)



Abb. 3: Felbers schiefes Haus auf dem Rinderberg in Sibratsgfall. (Fotos: Benjamin Herrmann)

(mit einem Geschiebevolumen von rund 80 Mio. m³ und einigen Dezimetern Bewegung pro Tag) nicht rückversetzt, um die Erinnerung an dieses Ereignis wachzuhalten. Ein kurzer Aufenthalt in diesem «nur» um wenige Grad schiefgestellten, aber sonst intakten Haus war für uns alle eindrücklich schwindelerregend.

Am Mittwoch ging es zum Schesatobel bei Bludenz, wo sich in den vergangenen 200 Jahren mit einem Volumen von über 40 Mio. m³ einer der grössten Murbrüche der Alpen gebildet hat. Die Mobilisierung dieser Massen in Murgangereignissen stellt eine Bedrohung für die Siedlungen im Illtal dar und führt via Ill zu hohen Sedimenteinträgen in den Alpenrhein. Der «Rheinvertrag» zwischen Österreich und der Schweiz von 1892 bildet die Grundlage für die intensiven Verbauungen des Schesatobels in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts wird das Lockermaterial kommerziell genutzt, knapp 30 Mio. m³, rund zwei Drittel des Materials wurden bis heute durch einen privaten Unternehmer abgetragen. Für den Materialtransport ins Tal werden von der Schesa angetriebene Förderbänder genutzt.

Am Abend fahren wir nach Galtür, ein Alpendorf, das Bekanntheit erlangte nach dem tragischen Lawinenunglück im Jahr 1999. Wir waren verabredet mit dem damaligen



Abb. 4: Schesatobel bei Bludenz. Auf dem Bild zu sehen ist ein Fahrzeug des führenden Kiesversorgers von Vorarlberg, Zech Kies GmbH. (Foto: Chantal Schmidt)

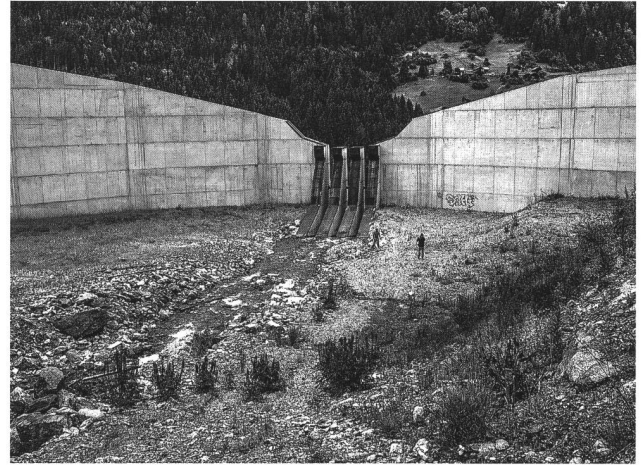


Abb. 5: Der neue Geschiebesammler und sein Rückhaltebecken. (Foto: Chantal Schmidt)

und heutigen Bürgermeister der Gemeinde, Anton Mattle, der uns durch das Alpinarium führte, das heute nicht nur als Andenken dient, sondern auch als Schutzwall und Katastrophenschutz gegen künftige Lawinen. Nach einem langen aber sehr berührenden Erlebnisbericht von Herrn Mattle ging auch dieser Tag zu Ende.

Am fünften Tag des Feldkurses besichtigten wir den Schallerbach in See. 2015 war es dort zu einem verheerenden Murgang gekommen. Seither wurden diverse bautechnische Schutzmassnahmen erstellt, weitere sind noch in Planung und sollen bis Ende 2025 fertig gestellt werden. Bereits gebaut ist ein Geschiebesammler mit einem eindrücklichen Fassungsvermögen von bis zu 55 000 m³, der einen kleineren Vorgänger von 1992 ersetzt. Wie bereits sein Vorgänger wurde der Sammler auf die höchste Jährlichkeitsklasse dimensioniert, nur wurde das Volumen der höchsten Jährlichkeitsklasse auf Grund des letzten Ereignisses zwischenzeitlich nach oben angepasst.

Am Freitag hatten wir einen Termin an der Universität Innsbruck im Wasserbaulabor des Arbeitsbereichs Wasserbau. Hauptforschungsgebiet ist die Untersuchung von geschiebeführenden Flüssen und Bächen. In der 850 m² grossen Halle konnten wir live bei einem der zahlreichen Versuche zum Schnannerbach bei Schnann



Abb. 6: Modellierung des Schnannerbachs bei Schnann im Institut für Wasserbau der Universität Innsbruck. (Foto: Chantal Schmidt)

zuschauen, einem Bach, den wir tags zuvor im Anschluss an den Schallerbach besichtigt hatten.

Im Ötztal besichtigten wir anschliessend weitere Murbäche bei denen in den letzten Jahren (stets durch ein Ereignis veranlasst) eindrückliche Verbauungen realisiert wurden.

Unser letzter Tag im Ötztal war zwei weiteren imposanten Bergstürzen gewidmet. Der Bergsturz am Tschirgant, ist wie der Flimser Bergsturz im Kalkgestein ausgebrochen. Er zeichnet sich durch ein sehr grosses Ablagerungsgebiet sowie in die Bergsturzmasse eingearbeitete fluviale Ablagerungen aus. Der Köfeler Bergsturz ist der grösste Bergsturz der Alpen im Kristallin. Bei diesem Sturz wurden enorme Energien freigesetzt, wodurch sogar Quarz aufgeschmolzen wurde.

Am Tag der Rückreise gönnten wir uns beim Verlassen des Ötztals einen letzten Zwischenhalt auf dem Arlbergpass, um noch einmal die Schönheit der Landschaft zu geniessen und wir nutzten die Gelegenheit um das neu erlangte Wissen nochmals zusammenzutragen.

Mukadem Brumand

Feldkurs «Zwischen Rhein und Ruhr – Raumplanung & Bodenpolitik in einer Postwachstumsregion», 11.–22. Juni 2018

Leitung: Prof. Dr. Jean-David Gerber, Dr. Andreas Hengstermann, Gabriela Debrunner

Die 24 Studierenden waren im Bundesland Nordrhein-Westfalen hauptsächlich mit dem Velo unterwegs und konnten eine von Strukturwandel und Postwachstum geprägte Region hautnah erleben. Während des Feldkurses wurde eingehend darüber diskutiert, was unter dem Begriff «Postwachstum» zu verstehen ist. Konkret hat die durch den Strukturwandel entstandene Situation im Ruhrgebiet in vielen Teilen dazu geführt, dass in den letzten Jahrzehnten kein ökonomisches Wachstum in den von Abwanderung geprägten Gebieten mehr erzielt werden konnte. Gleichzeitig hat die ökonomische Stagnation in unbeabsichtigter Weise zu negativen Auswirkungen auf die Lebenssituation der Bevölkerung geführt.

In der ersten Woche in Dortmund wurde in diesem Zusammenhang deutlich, in welcher schwieriger Situation sich die Stadt nach dem Rückgang der Montanindustrie befand. Die wirtschaftlichen Säulen Dortmunds bis zum Zweiten Weltkrieg waren Kohle, Stahl und Bier. Ende der 1950er Jahre setzte aufgrund der zunehmenden globalen Bedeutung des Erdöls eine Krise ein, beginnend mit dem Niedergang des Kohlebergbaus, gefolgt von der Stahlkrise; um die 80 000 ArbeiterInnen haben seither ihre Arbeitsplätze verloren. Die Stadt brauchte dringend technische und wissenschaftliche Innovationen in vielen Bereichen. In der Folge kam es zu einem grundlegenden Strukturwandel weg von der Industrie-

gesellschaft. Die Probleme sind aber bis heute nicht alle gelöst. Erleben konnten die Studierenden dies etwa bei einer Führung durch das Dortmunder Nordquartier, wo die Armutsquote im Vergleich zum Rest der Stadt und sogar zum Rest von Deutschland besonders hoch ist.

Das spezielle an Nordrhein-Westfalen im Kontext des Postwachstums ist, dass in Nordrhein-Westfalen die Möglichkeit besteht in der eigenen Fläche zu wachsen. Aufgrund der vielen alten Industriebrachen in Stadtnähe, gibt es viele Flächen, wo die Städte wachsen könnten, ohne die grüne Wiese zu bebauen. Beeindruckend zeigte dies das Beispiel des Phoenixsees: Im Dortmunder Stadtteil Hörde wurde am Standort eines ehemaligen Stahlwerkareals ein künstlicher See realisiert. Ziel der Stadt Dortmund war es, den Stadtteil aufzuwerten, eine Naherholungsanlage zu schaffen und attraktive Seegrundstücke zu veräussern. Tatsächlich sind die Grundstücke für Dortmunder Verhältnisse sehr teuer und ziehen eine reiche Klientel an. Es wird gemunkelt, dass sich auch einige Topverdiener des städtischen Fussballklubs am Phoenixsee niedergelassen haben.

Ein weiteres Highlight der ersten Woche war der Besuch des Shoppingcenters «Centro» in Oberhausen. Im Zuge des Strukturwandels im Ruhrgebiet suchte auch die Stadt Oberhausen, ein ehemaliges Zentrum der Schwerindustrie, einen Weg aus der Misere. Unter anderem sollten Arbeitsplätze geschaffen werden und die kommunale Kasse mit zusätzlichen Steuereinnahmen gefüllt werden. Nicht nur ein Einkaufszentrum, sondern gleich ein neues Stadtzentrum mit dem Namen «Neue Mitte» sollte gebaut werden und die Stadt Oberhausen wieder auf den Pfad des Wachstums und des Wohlstands zurückführen. Dass die lokalen Planungsbehörden und der amerikanische Investor nicht alle Versprechungen erfüllen konnten, wurde spätestens bei einem Abstecher in das alte Zentrum von Oberhausen klar. Die Altstadt ist geprägt von Leerstand und Discountergeschäften. Es war eine innerkommunale Verschiebung der Wirtschaftsaktivität zu beobachten, was innerhalb der Gruppe zu Fragen von Gewinnern und Verlierern, sowie der fehlenden regionalen Koordination dieser Planung führte.

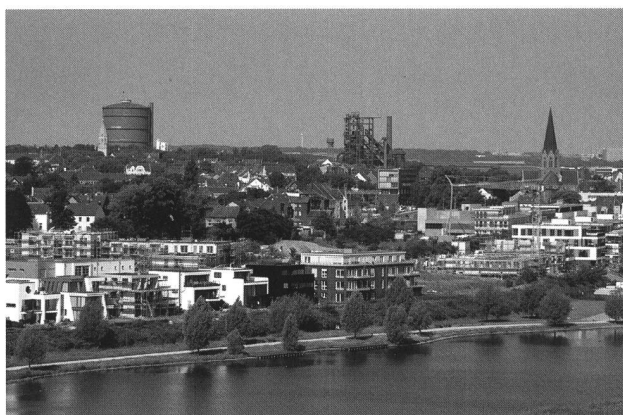


Abb. 1: Blick über den Phoenix-See auf den Hochofen (Phoenix-West)



Abb. 2: Ausblick auf den Tagebau Hambach

Die zweite Feldkurswoche führte in die ehemalige Bundeshauptstadt der Bundesrepublik Deutschland. Die Stadt Bonn war nach dem zweiten Weltkrieg als Provisorium für die neu geschaffenen und neu zu schaffenden Bundesbehörden gedacht und sollte dies nur so lange bleiben, bis Berlin wieder die Funktion einer Hauptstadt eines wiedervereinigten Deutschlands einnehmen konnte. Gleichwohl hatte der Bund Ansprüche an eine Hauptstadt gerechte Infrastruktur der Stadt, was ein beträchtliches Wachstum der Stadt zur Folge hatte. Nach dem unerwarteten Fall des Eisernen Vorhangs und dem Einigungsvertrag zwischen der BRD und der DDR, stellte sich wieder die Hauptstadtfrage. Mit dem denkbar knappen Bundestagsentscheid vom 20. Juni 1991, den Sitz des Bundestages nach Berlin zu verlegen, änderten sich die Vorzeichen für die Stadt Bonn dramatisch. Und spätestens mit dem Umzugsbeschluss von 1999 stellte sich die Frage des Umgangs mit den nun nicht länger benötigten und zunehmend leerstehenden Bundesbauten. Welche planerischen Herausforderungen stellen sich bei der Nachnutzung politischer Infrastruktur? Ein Besuch beim regionalen Arbeitskreis: «rak» zeigte die Bemühungen der Planungsbehörden ein überörtliches Flächenmanagement und eine nachhaltige Regionalentwicklung zu fördern.

Ein eindrückliches Erlebnis zum Schluss des Feldkurses war der Besuch des Braunkohletagebaus Hambach.

Unweit von Köln befindet sich ein 43 km² grosses Loch, wo seit 1973 Braunkohle abgebaut wird. Die Studierenden hatten die Möglichkeit die Themen Nachnutzung und Umweltschutz im Zusammenhang mit dem Braunkohletagebau, aus zwei verschiedenen Perspektiven, zu erfahren. Nach einer Präsentation und einem Ausflug zum Rand des Tagebaus, durchgeführt durch die Forschungsstelle Rekultivierung des Energiekonzerns RWE, folgte ein kritischerer Blick durch ein Mitglied des «Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland» (BUND).

Aron Affolter

Umwelleistungen von Ernährungssystemen in Kenia und Optionen für ihre Verbesserung Gibt es Grenzen für die Umweltverträglichkeit in der Nahrungsproduktion?

Prof. Dr. Chinwe Ifejika Speranza,
Geographisches Institut, Universität Bern

16. Oktober 2018

Die Landwirtschaft in der Region des Mount Kenya ist geprägt von sehr unterschiedlichen Produktionsstrukturen, Kleinbauern stehen Grossgrundbesitzern gegenüber, zudem wird mit modernster Technologie Gemüse für Absatzmärkte in Europa produziert.

Wie sehen die Ernährungssysteme der Zukunft aus? Was werden wir essen und welche Umwelteinflüsse haben Produktion, Verarbeitung, Konsum und Entsorgung der Lebensmittel? Diese Fragen stellt Prof. Dr. Ifejika Speranza an den Anfang ihres Referats. In ihrer Forschung zeigt sie auf, inwiefern sich die Produktionsweisen bezüglich Nachhaltigkeit unterscheiden und stellt Resultate ihrer langjährigen Forschung zu den Umwelleistungen von Ernährungssystemen in der Mount Kenya Region dar.

Nachhaltige Ernährungssysteme

Vor der Analyse der landwirtschaftlichen Produktion in der Mount Kenya Region erläutert die Referentin, wann von einem nachhaltigen Ernährungssystem gesprochen werden kann. Dabei ist, neben der Gewährleistung der Ernährung der Bevölkerung und weiteren Faktoren, das Aufweisen einer hohen Umwelleistung zentral. Damit ist das Gleichgewicht zwischen positiven und negativen Umwelteinflüssen gemeint.

Vergleich der Ernährungssysteme in der Mount Kenya Region

Drei sehr unterschiedliche Ernährungssysteme wurden bezüglich ihrer Umwelleistungen untersucht:

- das agroindustrielle Ernährungssystem, in dem hauptsächlich Stangenbohnen, Brokkoli und Blattgemüse für den Markt in Grossbritannien produziert werden,
- die grossräumige Getreideproduktion – vor allem Weizen und Gerste – für den regionalen Markt
- und das kleinbäuerliche Ernährungssystem, in dem viele unterschiedliche Güter produziert werden, unter anderem Mais, Bohnen, Kartoffeln und Zwiebeln.

Im agroindustriellen Ernährungssystem wird mit modernster Technologie Gemüse für den britischen Markt produziert. Das Gemüse wird teilweise im Freiland, immer mehr aber auch in Treibhäusern produziert und lokal verarbeitet. Anschliessend wird es mit dem Flugzeug nach Grossbritannien geliefert.



Abb. 1: Intensive Gemüseproduktion in der Mount Kenya Region (Foto: Horacio Augstburger)

Die Gemüseproduktion ist stark abhängig von der Bewässerung, über 80 Prozent des Wasserbedarfs wird den Flüssen entnommen. Die grossräumige Getreideproduktion ist abhängig vom Regen, eine Bewässerung ist nicht nötig. Die Kleinbauern hingegen sind abhängig von Bewässerung, 40 Prozent des Wasserbedarfs kann nicht durch Regenwasser gedeckt werden. Wasser ist knapp in der Region und es treten immer wieder Konflikte um Wasser auf, speziell mit den traditionell in der Gegend lebenden Pastoralisten, die auch unter der auftretenden Wasserknappheit leiden.

Das agroindustrielle Ernährungssystem weist eine deutlich negative Energiebilanz auf, der Energieinput ist 39 Mal grösser als der Energiewert der Ernte. Demgegenüber weist die grossräumige Getreideproduktion eine positive Energiebilanz auf, das kleinbäuerliche Ernährungssystem weist eine leicht negative Energiebilanz auf. Auch bei den Umweltgiften, die im Wasser in der Nähe der landwirtschaftlichen Produktionsstätten gemessen wurden, zeigt sich das gleiche Bild: die agroindustrielle Produktion ist verantwortlich für die stärkste Wasserverschmutzung, die lokale Belastung durch die Getreideproduktion und die Produktionsweise der Kleinbauern kann aber ebenfalls hoch sein.

Den zahlreichen negativen Umweltfolgen der agroindustriellen Gemüseproduktion steht der Beschäftigungs-



Abb. 2: Pestizideinsatz im Getreideanbau (Foto: Horacio Augstburger)

effekt gegenüber. Die Produktion und Verarbeitung sind arbeitsintensiv, so dass zahlreiche Arbeitsplätze entstanden sind, was für die Region mit einer stark wachsenden und jungen Bevölkerung von hoher Bedeutung ist.

Im Rahmen der Forschungstätigkeit wurde nach Möglichkeiten gesucht, die Situation zu verbessern. Im Referat wurden zwei Massnahmen vorgestellt, denen ein Potenzial zugeschrieben wird. Seit langer Zeit werden in der ganzen Region die Wasserstände der Flüsse und Bäche gemessen. Diese Daten sollen einfach aufbereitet und einfach zugänglich machbar werden.

Daneben wird auch die Reduktion von Food Waste als zentrales Thema angesehen. Im agroindustriellen Ernährungssystem wird auch von den Abnehmern, den Supermarktketten in Grossbritannien, Druck gemacht, dass weniger Food Waste entsteht.

Nach dem Referat von Prof. Dr. Ifejika Speranza entwickelt sich eine angeregte Diskussion über den Export von Gemüse aus Afrika nach Europa und die Bedeutung der Arbeitsplätze und Devisen, die durch das agroindustrielle Ernährungssystem in die Region kommen.

Andreas Gräub

Literatur zum Vortrag:

- Ottiger F. (2017). Resource use intensity in different food systems in the north-western Mount Kenya region. Masterarbeit HS 2017, Geographisches Institut, Universität Bern.
- Johanna J., Mukhovi S., Llanque A., Augstburger H. F., Käser F. D., Pozo C., Ngutu Peter M., Delgado J. M. F., Kiteme, B. P., Rist S., Ifejika Speranza C., (2018). Operationalizing food system resilience: An indicator-based assessment in agroindustrial, smallholder farming, and agroecological contexts in Bolivia and Kenya. *Land use policy*, 79, pp. 433-446. Elsevier Science 10.1016/j.landusepol.2018.08.044

Antarktis – Wie Tiere Grenzräume des Lebens meistern

Prof. Dr. Patricia Burkhardt-Holm, Umweltwissenschaften, Universität Basel

30. Oktober 2018

Anthropogene Schadstoffe finden sich heute überall, auch an den Polen. Die lipophilen, schwer abbaubaren Chemikalien reichern sich in Lebewesen an. Die stark an ihren extremen Lebensraum angepassten Eisfische der Antarktis sind nicht wesentlich weniger belastet als die Fische unserer Breiten. Zudem bauen sie einige Schadstoffe langsamer ab als die bei uns heimischen Forellen.

Patricia Burkhardt-Holm, Professorin für Ökologie an der Universität Basel und Leiterin des Instituts Mensch-Gesellschaft-Umwelt (MGU) im Departement Umwelt-

wissenschaften, nahm uns mit in einen Raum, welchen die wenigsten von uns aus eigener Anschauung kennen: die Antarktis, den südlichsten Kontinent, welcher in vielfacher Hinsicht einen Grenzraum darstellt.

Die Referentin bot einen spannenden Einblick in die vielfältigen Forschungsarbeiten ihrer Gruppe und ihre bisherigen Arbeiten in diesem geographischen Raum. Expeditionen an Bord des deutschen Forschungsschiffs «Polarstern» hatten sie in den letzten Jahren mehrfach ins Südpolarmeer und auf die antarktische Halbinsel gebracht. Eindrückliche Aufnahmen erlaubten es auch Personen, welche bisher noch keine Berührungspunkte mit der Antarktis gehabt hatten, sich ein Bild der Region zu machen und die Einzigartigkeit dieser Region zu «erfahren».

Ausführungen der Referentin zu den komplexen Strömungssystemen, welche in dieser Region vorherrschen – zum Beispiel dem antarktischen Zirkumpolarstrom, welcher einen Austausch des Südpolarmeers mit den übrigen Meeren massgeblich verhindert –, veranschaulichten, weshalb wir es bei dem antarktischen Kontinent und dem ihn umgebenden Packeis mit einem so einzigartigen Lebensraum zu tun haben: Wegen dem sauerstoffreichen Wasser konnten sich viele der Lebensformen über Jahrtausende hinweg (weitgehend autark) weiterentwickeln, was der Grund dafür ist, dass die Zone heute ein sehr üppiges Ökosystem beherbergt, welches durch eine grosse Anzahl von endemischen Arten gekennzeichnet ist. Die dort lebenden Arten haben sich alle sehr stark an den extremen Lebensraum angepasst. Zudem haben viele eine grosse Bedeutung für globale Kreisläufe: so dienen die riesigen Schwärme von Krill, welche in der Antarktis leben, als Basis für Nahrungsketten von verschiedensten Meeres- und Landtieren. Trotz beachtlichen und im Steigen begriffenen Forschungsanstrengungen ist man noch weit davon entfernt, all die vielfältigen Zusammenhänge und Prozesse zu verstehen, welchen diesen aussergewöhnlichen Lebensraum prägen. Vielleicht werden die Folgen des globalen Klimawandels die Meeresströmungen in der Region schon bald massgeblich modifizieren, womit weitreichende Implikationen auf die Ökosysteme und die dortigen Lebensformen zu erwarten wären?



Abb. 1: Patricia Holm auf dem Forschungsschiff «Polarstern»

Der Vortrag über wissenschaftliches Arbeiten in der Antarktis hat zudem eindrücklich aufgezeigt, dass für die Forschung in einem solchen Grenzraum unabdingbar ist, dass man mit einem grossen Mass an Pragmatismus und Improvisationsgabe an die Fragen herangeht. Denn bereits die Bewältigung des Alltags auf einem Forschungsschiff – welches für mehrere Monate als Zuhause einer Vielzahl von Forscherinnen und Forschern dient, welche mit den unterschiedlichsten Forschungsaufträgen unterwegs sind – braucht ein hohes Mass an Respekt und gegenseitigem Verständnis, damit das funktionieren kann. Für ein erfolgreiches Gelingen der Forschungsarbeiten wiederum ist ein kooperatives Zusammenarbeiten mit einer Vielzahl von Institutionen ein wichtiger Aspekt, welcher massgeblich über Erfolg oder Misserfolg entscheidet.

Wenige Wochen nach ihrer Präsentation im Rahmen der Geographischen Gesellschaft an der Hallerstrasse in Bern, ist die Referentin erneut mit dem Forschungsschiff «Polarstern» in die See gestochen, um sich im Rahmen einer weiteren Forschungsreise insbesondere der Fragestellung des Eintrags von kleinsten Partikeln aus Plastik, dem sogenannten Mikroplastik (< 5 mm) zu widmen. Anhand von Untersuchungen des Oberflächenwassers sollte bei dieser weiteren Expedition geklärt werden, ob die festgestellte Gewässerverschmutzung in der Antarktis von Partikeln herrührt, welche durch Tourismus, Schifffahrt und Stationen vor Ort eingetragen wurden oder ob diese aus den weiter nördlich liegenden Meeren stammen. Sollte Letzteres der Fall sein, dann befinden wir uns vielleicht schon mitten in einer Phase, in welcher es durch die globale Erwärmung zu massgeblichen Veränderungen in den Zirkulationssystemen in der Antarktis kommt. Und das zu einem Zeitpunkt, in welchem unser Verständnis über die Zusammenhänge in dieser einzigartigen Region bestenfalls bruchstückhaft ist.

Die angeregte Diskussion im Anschluss an die Präsentation drehte sich insbesondere um Fragen im Zusammenhang mit der Herausforderung der Koordination der Forschungstätigkeiten von verschiedenen Forschungsgruppen und den politischen Rahmenbedingungen, welche für den langfristigen Schutz der aussergewöhnlichen Gebiete in der Antarktis gegeben sein müssen.

Patrick Sieber

Grenzenlos versorgt? – Lokale und globale Perspektiven auf den Fachkräftemangel im Schweizer Gesundheitswesen

Prof. Dr. Susan Thieme,
Geographisches Institut, Universität Bern

13. November 2018

Der Mangel an Fachkräften im Gesundheitswesen ist wie in den meisten Regionen der Welt auch in der Schweiz eine Herausforderung. Der Vortrag verbindet die Schweizer Sicht mit einer globalen Perspektive und fragt: Warum und wo gibt es Engpässe von Personal? Welche Rolle spielt Migration in der Anwerbung von Fachkräften? Welche politischen Reaktionen gibt es? Was sind regionale Auswirkungen? Und welche Sichtweise vertreten Fachkräfte oder ein betroffenes Spital?

In der Schweiz haben gemäss einer Erhebung der OECD fast 29 % der Pflegenden und 28 % der Ärztinnen und Ärzte ihre Ausbildung im Ausland absolviert. Bei den Pflegenden ist dieser Wert der höchste aller OECD-Staaten, bei den Ärztinnen und Ärzten wird er nur durch Irland (rund 35 %) und Luxemburg (rund 30 %) übertroffen. Zudem hat sich die Anzahl anerkannter ausländischer Diplome in der Schweiz zwischen 2002 und 2017 fast verdreifacht, währenddem die Anzahl eidgenössischer Diplome in Humanmedizin nur wenig gestiegen ist (BAG 2017; Abbildung 1).

Im Jahr 2017 wurden insgesamt 2 949 ausländische Diplome im Fachbereich Humanmedizin anerkannt. Die Top 5 der Ausstellungsländer sind Deutschland, Italien, Frankreich, Österreich und Rumänien. 74 % der anerkannten Diplome stammen aus diesen Ländern. Die übrigen 26 % verteilen sich auf weitere Länder (BAG 2017; Abbildung 2).

Eine solche Konstellation bedeutet, dass wegen Mangels an medizinischem einheimischem Personal Fach-

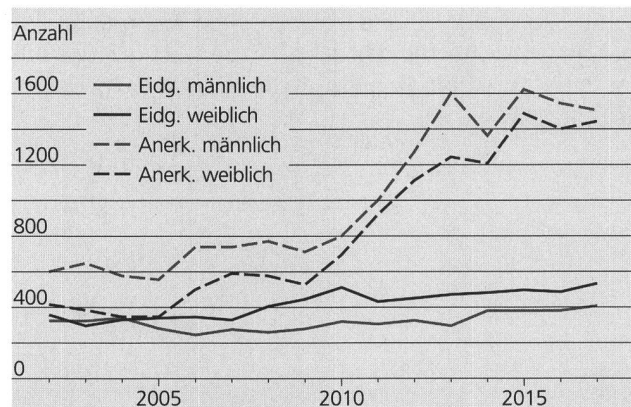


Abb. 1: Entwicklung eidgenössische und anerkannte Diplome in Humanmedizin 2002–2017 nach Jahr und Geschlecht (Quelle: BAG 2017; nach Medizinalberuferegister BAG, Medizinalberufekommission)

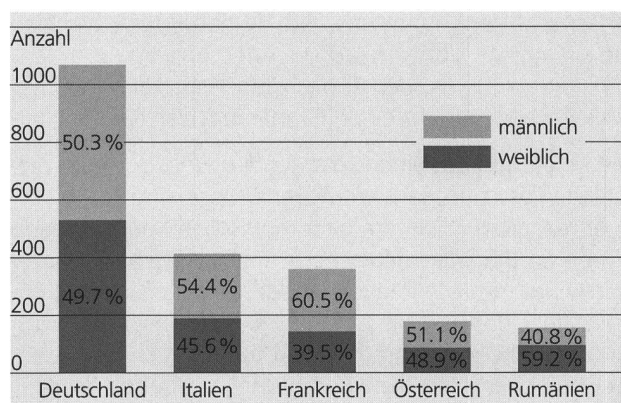


Abb. 2: Anerkannte Diplome 2017 Humanmedizin – Top 5 Ausstellungsländer nach Geschlecht (Quelle: BAG 2017; nach Medizinalberufekommission)

kräfte aus anderen Staaten abgezogen werden und die Schweiz somit von ausländischen Ausbildungen profitiert. In den Herkunftsländern bewirkt dieser Prozess insbesondere, dass auch dort Personal von aussen angeworben werden muss, was eine Art «Kettenreaktion» auslöst: Schweizer werben Personal beispielsweise aus Deutschland an, die Deutschen aus Polen, die Polen wiederum aus Rumänien und so weiter.

In diesem Themenfeld rekonstruieren Prof. Dr. Susan Thieme, Prof. Dr. Marina Richter und Dr. Carole Ammann die Anwerbungs- und Anstellungspraktiken eines Schweizer Spitals. Im Rahmen eines stiftungsfinanzierten Projektes wird untersucht, wie soziale Differenzen (hinsichtlich Geschlecht, Alter, Ausbildung, beruflicher Erfahrung, Herkunft etc.) ausgehandelt werden. Ein besonderes Augenmerk liegt bei Fragen des Arbeitsalltags wie der Zusammenarbeit, der Wertschätzung, der langfristigen Bindung des Personals und der Kommunikation zwischen einzelnen Akteuren und zwischen verschiedenen Berufsgruppen.

Erste Resultate zeigen, dass der Arbeitsmarkt im Gesundheitswesen sehr stark von Diversität geprägt ist. In Spitälern treffen Angestellte unterschiedlicher Qualifikationen, Erfahrungen, Alter und Herkunft aufeinander, was auch die folgende Aussage einer Spitalmitarbeiterin veranschaulicht: «Da muss man diese Kompetenzen aneignen und man muss diese Leute begleiten. Schon nur in Deutschland dürfen sie weniger machen und das müssen wir ihnen dann aneignen. In der Pflege vor allem Blutentnahme, Verbandswechsel. In Frankreich waschen diplomierte Pflegefachkräfte keine Patienten. Dafür haben sie eine Hilfe. Da hatten wir auch schon Personen, die völlig entsetzt waren, weil sie das machen müssen. Es gibt da schon Unterschiede». Solche unterschiedlichen «Pflegekulturen» zu handhaben, stellt für Spitäler eine besondere Herausforderung dar.

Weiter sind die Spitäler seit den 1990er Jahren mit einer starken Ökonomisierung konfrontiert und stehen damit einhergehend in einem akuten Spannungsfeld zwischen Qualitätssicherung, Wirtschaftlichkeit und dem parallel

existierenden Fachkräftemangel. Dies beeinflusst die Arbeitsbedingungen und damit einhergehend die Arbeitszufriedenheit, was den Fachkräftemangel wiederum verstärkt. Die Frage ist: «Wo gehen all die Pflegefrauen hin? Und warum? Die Antwort ist einfach: Es sind die Arbeitsbedingungen» (Zitat Pflegefachperson 2018). Entscheidende Faktoren mit Auswirkungen auf die wahrgenommene Firmenkultur sowie die Bewertung der Arbeitsbedingungen sind insbesondere Vertrauen und Wertschätzung, angepasste Führung und Hierarchien, Entscheidungskompetenzen und Mitsprache, gute Kommunikation sowie die Ermöglichung von inter- und transdisziplinärer Arbeit. Weiter beeinflussen nationale und internationale gesetzliche Rahmenbedingungen (z.B. Konsequenzen verschärfter Immigrationspolitik) die Rekrutierung und Einsatzmöglichkeiten von Spitalpersonal, was sich wiederum auf den Personalbestand und damit auf die Arbeitszufriedenheit auswirkt: «Dieses Jahr hatten wir so viele Abgänge. Es ist dann immer ein Dilemma: Einerseits möchte ich meine Kollegen unterstützen. Wir sind loyal zum Team, denn wir wissen ja wie es ist, wir haben nicht genug Personal. Und das ist auch gefährlich für die Patienten. Andererseits, ändert sich nichts institutionell. Wir zahlen für etwas, für das wir nicht verantwortlich sind» (Pflegefachperson 2018).

Der Referentin ist es in ihrem Vortrag sehr gut gelungen, die lokalen und internationalen Dimensionen des Fachkräftemangels und deren Abhängigkeiten aufzuzeigen. In einer globalen Perspektive verschärft sich der bereits bestehende weltweite Mangel an Gesundheitspersonal durch die Abwanderung von Personal in andere Länder mit attraktiveren Arbeitsbedingungen. Gemäss Schätzungen fehlen bis 2030 18 Millionen Pflegekräfte zur Erreichung der Ziele für nachhaltige Entwicklung («Sustainable Development Goals», SDGs) in den Entwicklungsländern (BAG 2018). Mit der Umsetzung des «WHO-Verhaltenskodex zur Rekrutierung von Gesundheitspersonal» wäre ein Instrument vorhanden, das darauf hinwirken könnte, dass der internationale Wettbewerb um Gesundheitspersonal nicht auf Kosten der Ärmsten geht.

Karina Liechti

Transnationale Peace Parks im südlichen Afrika – ein Konzept für grenzüberschreitende Kooperationen?

**Prof. em. Dr. Doris Wastl-Walter,
Geographisches Institut, Universität Bern**

27. November 2018

Im südlichen Afrika gibt es eine Reihe von «Peace Parks» mit dem Ziel eines Netzwerks von grenzüberschreitenden Schutzgebieten. Dabei möchte man nicht nur gefährdete Arten und Ökosysteme erhalten, sondern auch die lokalen Gemeinden fördern. In einer mehrmonatigen Feldarbeit im Sommer 2017 wurde der Frage nachgegangen, in wie weit diese Ziele erreicht wurden und ob das Konzept auch in andere Grenzräume übertragbar ist.

Kontext und Fragestellung

In Afrika wurden staatliche Grenzen oft ohne Rücksicht auf naturräumliche oder soziokulturelle Raumeinheiten oder Verflechtungen gezogen, schon gar nicht wurde an Wanderrouten oder Lebensräume von Tieren gedacht. Das Konzept der «Peace Parks» möchte dem entgegenwirken.

In der aktuellen Forschungsarbeit geht die Referentin der Frage nach, wie diese Diskrepanz im Alltag für Menschen und Tiere erträglich gemacht werden kann. Am empirischen Beispiel transnationaler Institutionen soll gezeigt werden, wie «Peace Parks» hier eine Lösung suchen.

Ziel der «Peace Parks» ist es, durch grenzüberschreitende Schutzzonen nicht nur Natur und Kultur zu bewahren, sondern auch eine friedliche Kooperation zwischen benachbarten Staaten zu entwickeln und zu sichern. Dies bedeutet, dass es für Menschen und Tiere möglich ist, sich in diesen Gebieten frei bewegen zu können.

Die Referentin stellte sich für ihre Feldarbeit im südlichen Afrika die folgenden Forschungsfragen:

- Erreichen die «Peace Parks» ihre Ziele?
- Was geschieht mit der ursprünglichen Bevölkerung bei der Umsetzung des PP-Konzepts?

«Peace Park Foundation»

Die «Peace Park Foundation» wurde am 1. Februar 1997 von Nelson Mandela, Prinz Bernhard der Niederlande und Dr. Anton Rupert (WWF Südafrika) gegründet mit einer Vision einer Ära des regionalen Friedens, der Demokratie und der Entwicklung für das südliche Afrika.

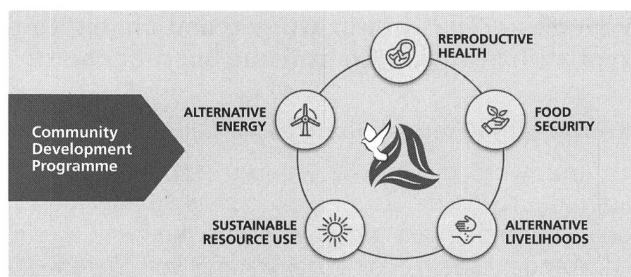
Die Peace Parks umfassen im südlichen Afrika mehr als die Hälfte aller Naturschutzgebiete der Region, eine Fläche von einer Million Quadratkilometer.

In der Konvention sind auch folgende Ziele festgehalten:

- «Die PP-Foundation anerkennt das Recht der Menschen, gemeinsam mit anderen Lebewesen, die natürlichen Ressourcen des Ökosystems verantwortungsvoll zu nutzen.»
- «Das zentrale Ziel ist eine Balance – eine Harmonie – zu ermöglichen zwischen Schutz und Nutzung, zwischen Mensch und Natur.»

Heute ist man sich zunehmend bewusst, dass Tiere in Wildparks nicht geschützt werden können ohne Zusammenarbeit und Einbezug der Bevölkerung.

Die Lösung sieht die PP-Foundation in ihrem «Community Program». Es besteht aus den fünf Eckpfeilern «Fortpflanzungsmedizin/Gesundheit», «Ernährungssicherheit», «Alternativenergie», «Nachhaltige Ressourcennutzung» und «Alternative Viehhaltung».



Durch das «Community Development Programme» sollen die lokalen Gemeinschaften Zugang zu wirtschaftlichem Wachstum und Entwicklung erhalten auf der Grundlage einer nachhaltigen Nutzung der natürlichen Ressourcen.

- «Afrikanische Wildparks sollen den Menschen eine Zukunft bieten in Harmonie mit der Natur.»

Die PP-Foundation wird aber nicht selber aktiv, sondern nur auf Anfrage der Staaten.

An den letzten zwei Kurstagen wurden die Eindrücke in Arbeitsgruppen zusammengetragen und die Ergebnisse jeweils mit den andern Kursteilnehmenden diskutiert. Damit konnte ein umfassender Überblick über die nachhaltige Entwicklung aller Themengebiete in den verschiedenen Räumen gewonnen werden.

«Peace Parks» Südafrikas

Während der Feldarbeit wurden die folgenden vier «Peace Parks» an der Grenze von Südafrika untersucht:

- Das Grosse Limpopo-Grenzschutzgebiet (auf Karte: 4)
- Der Lubombo-Park (auf Karte: 5)
- Der Kgalagadi-Park (auf Karte: 2)
- Der Ai/Ais-Richterfeld-Park (auf Karte: 1)



«Grosses Limpopo-Grenzschutzgebiet TFCA»

Es umfasst den südafrikanischen Krüger-Nationalpark sowie den angrenzenden Limpopo-Nationalpark von Mosambik, geplant ist zudem eine Verbindung zum Gonarezhou-Nationalpark von Simbabwe. Es ist mit einer Ausdehnung von 350 km auf 54 km eines der grossflächigsten PP-Gebiete im südlichen Afrika.

Der Krüger-Park wurde 1898 gegründet zum Schutz der Wildtiere oder genauer, um jagdbares Grosswild zu erhalten. Dabei wurde der Mythos verbreitet, er handle sich um ein menschenleeres Gebiet. In Wirklichkeit lebte hier das Volk der San als Jäger und Sammler; von ihnen sind Felszeichnungen erhalten. Ab 400 n.Ch. wanderten Hirtenvölker aus dem Norden ein und begannen die San zu verdrängen. Als im frühen 19. Jh. die Kapregion unter britische Verwaltung kam, zogen viele Buren aus dem Kap hierher und gründeten den Staat Transvaal. Mit der Errichtung des Krüger-Nationalparks wurde die lokale nomadisierende Bevölkerung verdrängt: Sie konnte ihren Besitzanspruch nicht formell beweisen. Teilweise siedeln ihre Nachfahren noch heute in Behelfssiedlungen am Rande des Parks.

2001 verkündete Mosambik die Gründung des Limpopo-Parks und tätigte bedeutende Investitionen für dessen touristische Entwicklung, erstellte Headquarter und Basislager für Field Rangers und Unterkünfte für TouristInnen. Da es im Limpopo-Park wenige Tiere hatte, wurden offiziell 5000 Tiere aus dem Krüger-Park umgesiedelt. Doch die lokale Bevölkerung sagt, es seien keine Tiere da. Sind die Tiere zurückgegangen, weil es an Wasser und Nahrung mangelt? Oder sind sie gewildert worden?

Die Wilderei ist ein grosses Thema im Park, vor allem Nashörner sind extrem gefährdet; ihr Horn wird als Potenzmittel nach Asien verkauft. Die Jagd war in Mosambik vorher nicht verboten, sondern war für viele Leute im Krieg ein Mittel zum Überleben; die Wilderei musste erst per Gesetz zum Delikt erklärt werden. Heute geht die Verwaltung des Krüger-Parks rigoros gegen Wilderer vor, oft werden sie einfach erschossen. Mit Jugendprogrammen wird nun versucht, die Bevölkerung für die Anliegen des Parks zu sensibilisieren.

Die lokale Bevölkerung zieht wenig Profit aus den beeindruckenden Einrichtungen, sie sieht darin eher Bestrebungen zu einer Militarisierung und Kontrolle des Gebietes: Ihre Bewegungsfreiheit und der Zugang zu Ressourcen wurden eingeschränkt. Die Parkverwaltung betont die Arbeitsmöglichkeiten für die Bevölkerung, als Wächter, in der Verwaltung oder in der Lodge, der Unterkunft für BesucherInnen. Doch die Finanzströme sind undurchsichtig: Die lokale Bevölkerung sieht nichts von den Geldern, die angeblich vom Park an die Gemeinde bezahlt werden.



Abb. 1: Im «Greater Limpopo Peace Park» (Foto: Rudolf Wastl)

«LubomboPark TFCA»

Dieser Park liegt an der Grenze von Moçambique, Südafrika und Swasiland und besteht heute noch aus einzelnen Teilen, die durch eine normale Nutzung getrennt sind. Hier leben letzte Gruppen von Elefanten.

Die «Community Lodge» in Swasiland, entstanden dank Entwicklungshilfe-Geldern, ist sehr einfach und wird von der lokalen Bevölkerung geführt. Damit kommt ihnen auch das Einkommen direkt zugute. Wer eine Ausbildung hat, kann als lokaler Führer arbeiten. Die «Lodge Tembe» wird ebenfalls als «Community Lodge» vermarktet, stellt sich aber als Investition eines Südafrikaners heraus, der den Tembe einen Teil des Gewinns abtritt. Die Tembe können da zwar ihr Kunsthandwerk verkaufen und finden auch Arbeit in der Lodge, die Ranger mit Ausbildung hingegen kommen von auswärts.

Ein Teil des Parks an der Küste um St. Lucia (Südafrika) hat sich zu einem sehr touristischen Ort entwickelt, wo man offensichtlich mit Tieren zu leben gelernt hat, Oryx und Hippos, obschon letztere die sehr gefährlichsten Tiere Afrikas sind.

Heute kann man aber grosse Teile des Parks nicht besuchen, da zwischen den einzelnen Teilen des Parks dicht besiedelte und intensiv genutzte Flächen liegen. Ob aus diesen Einzelteilen je ein zusammenhängender grenzüberschreitender Park entstehen kann, bezweifelt die Referentin.

«Kgalagadi Park TFCA»

Dieser Park zwischen Südafrika und Botswana, gegründet 2000 als Afrikas erster Peace Park, ist zu einem beliebten Reiseziel für TouristInnen geworden.

Im Gebiet des Parks lebten bis zur Jahrtausendwende mit den Mier und den Khomasi San, zwei Gruppen der letzten Überlebenden der ältesten afrikanischen Bevölkerung als Jäger und SammlerInnen. Sie sind berühmt als Experten im Spurenlesen und für ihr traditionelles Wissen für ein Leben in aridem Klima. 1999 wurde ihnen in einem Settlement Agreement mit der südafrikanischen Regierung 35 000 ha historisches Land im Süden des Parks zurückgegeben, 2002 weitere 60 000 ha.

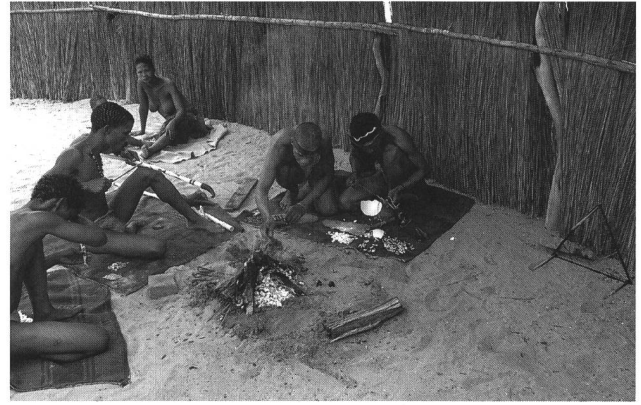


Abb. 2: Khomasi San – Erwerbsmöglichkeit oder Touristik-Attraktion? (Foto: Rudolf Wastl)

Es wurde die sehr schöne und teure «!Xaus-Lodge» für TouristInnen errichtet, die von einer südafrikanischen Agentur mit weissem Manager geführt wird; das Personal besteht aus Mier und San. Der Bevölkerung selber wird eine Verwaltung nicht zugetraut!

Gruppen der einheimischen Bevölkerung können in einem zweiwöchigen Rhythmus in der Nähe der Lodge leben und den TouristInnen traditionelle Produkte verkaufen. Da die Lodge klein ist, ist auch der Verkauf bescheiden. Dies, euphemistisch als Aktivität bezeichnet, kann vielleicht dazu beitragen, traditionelles Wissen zu erhalten; so gibt es auch Kurse, in denen Kinder traditionelle Lieder und Tänze lernen. Doch nur wenige Leute können profitieren – und ihre Kultur verkommt zur Folklore. Zudem hat die Bevölkerung zwar Landflächen zurückerhalten, aber keine Wasserrechte, um das Land zu nutzen. Und ihren bisherigen Lebensraum im Park dürfen sie nur dank einer Sonderregelung betreten. Entsprechend bitter ist die Enttäuschung, dass es zu keinem echten ökonomischen Aufschwung kam. Auch hat der abrupte Wechsel von einer Kultur der Jäger und SammlerInnen ins 21. Jh. wohl zu den aktuellen sozialen Problemen beigetragen, so zu einem massiven Alkoholproblem, was früher unbekannt war, wie eine junge Frau der Referentin berichtete.

«Ai/Ais-Richterfeld Park TFCA»

Der Park (ca. 6 000 km²) zwischen Namibia und Südafrika ist eine der spektakulärsten Trocken- und Wüstengebirgslandschaften im südlichen Afrika und hat eine der weltweit reichsten Flora an Sukkulanten, um die 10 000 Arten. Hier liegt mit dem Fish River Canyon der zweitgrösste Canyon der Welt, 550 m tief. Die Flussmündung des Orange River ist heute ein geschütztes Feuchtgebiet.

Im Park, in der Region Richtersveld, leben noch wenige Nama ihre ursprüngliche Lebensweise in traditionellen Gemeinschaften. Seit der Gründung des Parks 2003 wurden gemeinsame Projekte im Bereich Bewirtschaftung und Tourismus entwickelt. Nach Ansicht der Referentin hat man hier die lokale Bevölkerung am besten in Entscheidungsfindung und Parkmanagement eingebunden. In regelmässigen Treffen zwischen Vertretern des

Parks und den lokalen Familien wird jeweils die weitere Planung besprochen. Ein Problem ist die kleine Zahl an Nama, die auch noch die lokale Sprache sprechen.

Evaluation und Fazit

Das Ziel der Parks, grenzüberschreitende Parks zu schaffen, um den vom Aussterben bedrohten Tierarten grosse Bewegungsräume zu verschaffen, konnte nach Meinung der Referentin erreicht werden; in Bezug auf die Erhaltung der Ökosysteme und gefährdeter Arten wurde Hervorragendes geleistet. Vieles konnte im Sinne eines Weltnaturerbes gesichert werden. Menschen wurden sensibilisiert, finanzielle Mittel aufgetrieben und es wurde der politische und institutionelle Rahmen geschaffen, um Peace Parks zu ermöglichen.

Doch im Einbezug der lokalen Bevölkerung gibt es noch grosse Mängel. Durch die Militarisierung der Parks, die grossen Sicherheitsvorkehrungen und den Anspruch an eine wirtschaftliche Inwertsetzung wurde die ursprüngliche Bevölkerung vielfach ausgegrenzt und hat auch finanziell kaum etwas vom Profit.

Die Rolle der «Peace Park Foundation» spielt eine äusserst wichtige Rolle im Fundraising, bleibt aber sonst im Hintergrund

Viele Hoffnungen der lokalen Bevölkerung wurden enttäuscht, was sich teils in Ablehnung der Parks äussert, teils im «individuellen» Nutzen der Wilderei.

Peace Parks könnten durchaus ein Modell sein für andere Regionen und könnten auch ökonomisch erfolgreich sein. Doch um dies zu erreichen, müssten nach Ansicht der Referentin die Bedürfnisse, Ansprüche und Interessen der lokalen Bevölkerung unbedingt viel mehr Beachtung finden.

Elisabeth Bäschlin

Weiterführende Informationen:

www.peaceparks.org

Korea – An der letzten Grenze des kalten Krieges

Urs Gerber, Divisionär a.D., Schüpfen

11. Dezember 2018

Die Teilung Koreas von August 1945 war Auslöser des Koreakriegs 1950–1953, der mit einem militärischen Waffenstillstand beendet wurde; diese Demarkationslinie gilt bis heute. Experten bezeichnen Korea als den derzeit gefährlichsten Hotspot auf unserem Planeten. Hier leistet die Schweizer Delegation der «Neutral Nations Supervisory Commission» (NNSC) seit 1953 Dienst zur Überwachung des Waffenstillstandsabkommens.

Urs Gerber war von Februar 2012 bis August 2017 als Leiter der Schweizer NNSC-Delegation in Panmunjom

direkt an der Konfrontationslinie tätig und war somit sehr nahe am effektiven Geschehen. Die Lage auf der koreanischen Halbinsel bleibt trotz neuesten Annäherungsversuchen höchst angespannt.

Der Referent berichtete von seinen Erfahrungen und stellte die aktuelle geopolitische Bedeutung des Korea-Konflikts und heutige, wirtschaftliche Bedeutung Südkoreas dar. Ein allfälliger Konflikt in Südostasien könnte durchaus Auswirkungen auf Europa und die Schweiz haben, da beispielsweise wichtige Transportwege blockiert würden. Er zeigte auch auf, wie wenig man bis heute, trotz aller nachrichtendienstlichen Bemühungen, von diesem abgeschotteten Land weiss – insbesondere vom Denken der politischen Führung. Dem nordkoreanischen Herrscher Kim Jong-un attestierte er Cleverness, vor allem im Spiel mit den «Grossen» aus USA und China.

Anhand einer Nacht-Satellitenaufnahme zeigte der Referent auf, dass Nordkorea faktisch ein «Schwarzes Loch» ist. Somit ist es auch verständlich, dass sich die Südkoreaner als eigentliche Inselbewohner fühlen.

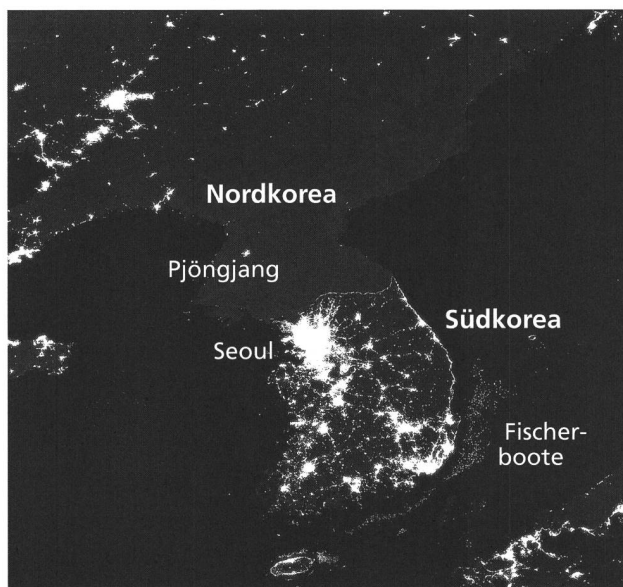


Abb. 1: Koreanische Halbinsel bei Nacht (wikipedia commons, from NASA)

Das Fazit des Vortrages war, dass der heutige Waffenstillstand die Situation stabil hält und sich ein Friedensvertrag eher kontraproduktiv auswirken könnte. Wenn es Kim Jong-un, dem Machthaber Nordkoreas, gelingen würde die USA auf eine Rücknahme von UN-Sanktionen zu bewegen, würde dies die Beziehungen zwischen den USA und Südkorea schwächen. Ebenso könnte diese Zusammenarbeit durch übertriebene Forderungen des aktuellen US-Präsidenten gefährdet werden. Was letztlich die militärische Präsenz der USA in der Region, zum Beispiel in Japan, gefährden und zu einer Destabilisierung des gesamten südostasiatischen Raum führen könnte.

Rudolf Schneiter

Die Grenzen der Nation als Grenzen der Nationalgeschichte

Überlegungen zu einer zeitgemässen Geschichte der Schweiz

Prof. Dr. André Holenstein,
Historisches Institut, Universität Bern

15. Januar 2019

Die Gattung der Nationalgeschichte hat die wissenschaftliche Geschichtsschreibung des 19. und des 20. Jahrhunderts stark geprägt. Im Zeitalter der Nationalbewegungen und des Nationalismus befriedigte sie das Bedürfnis nach Legitimation der Eigenstaatlichkeit und nach Stiftung einer kollektiven nationalen Identität.

Der Vortrag will am Beispiel der Schweizer Geschichte zeigen, wie sehr das Denken in den Kategorien des Nationalen und in den Grenzen des Nationalstaates den Blick auf die Geschichte der Schweiz verengt und dabei elementare Aspekte der Verflechtung des Landes mit seinem europäischen Umfeld ausgeblendet werden.

Welche Grenzen der Nation?

Eine staatliche Abgrenzung der Schweiz gibt es erst seit 1815 mit den Garantien des Wiener Kongresses. Im 18. Jahrhundert war ein Staatenbund entstanden, doch vorher konnte man nicht von einer Schweiz sprechen. Vorher gab es nach Meinung des Referenten ein «Corpus helveticum (corps hélétique)». Die «Eidgenossenschaft» (1536–1797) war ein komplexes Konglomerat unterschiedlichster Gebiete bestehend aus drei verschiedenen Kategorien: die 13 Orte als vollberechtigte Mitglieder, die «Zugewandten Orte» (wie Rottweil oder Müllhausen) und die «Gemeinen Herrschaften». Diesem Gebilde eine klare Aussengrenze zu unterstellen bezeichnet der Referent als problematisch und irreführend, denn es gaukelt eine Raumeinheit vor, die damals gar nicht existierte. Seit dem 15. Jahrhundert sind diese Gebiete in verschiedenen Beziehungen zueinander getreten. Doch die katholischen Innerschweizer Gebiete hätten gefühlsmässig wohl kaum das kalvinistische Genf zur Schweiz dazugezählt, ist der Referent überzeugt, und 1797 hätte wohl niemand darauf gewettet, dass aus diesem inhomogenen Konglomerat je ein Staat werden könnte! Alle bekannten Beschreibungen der Schweiz vor 1815 sind somit rückwirkende Beschreibungen eines Gebildes, das es so nie gegeben hat.

Was macht Nationalgeschichte?

Das 19. Jahrhundert brachte den Durchbruch des Nationalismus. Die Nation erschien als eine grosse, neuartige und identitätstiftende Handelsgemeinschaft, die Macht, Überzeugungskraft und höchste Legitimität symbolisierte.

«Die Nation nimmt für sich den Rang eines quasi religiösen, höchsten Werts in Anspruch; in ihrem Namen werden Staatsdiener vereidigt, Urteile gefällt, Kriege geführt...»
(Reinhard Strauber)

Merkmale einer Nation:

- Dignität des hohen Alters: Gründung der Nation möglichst früh ansetzen, dies erhöht die Bedeutung
- Besondere Vorkommnisse schaffen Identität
- Erfolgreiche Behauptung in harter, gefährvoller Prüfung
- Nation als Willens- und Solidargemeinschaft
- Abgrenzung der Gemeinschaft von den übrigen, fremden Nationen

→ Nation ist eine Konstruktion, eine «imagined community».

Auch die Geschichte der Schweiz ist ein solches Narrativ.

- Geschichte eines Volkes, das um 1300 seine Freiheit verteidigte gegen fremde Vögte und deren Gier
- Eidgenossen im heldenhaften Abwehrkampf gegen böswillige Mächte, wobei die eidgenössischen Bauern unter Gottes Schutz stehen
- Bundesideologische Kontinuitätsfiktion: Der «Bund» der Eidgenossen als Jahrhunderte altes Konstrukt. So suggerieren auch die beiden Jahrezahlen 1291 und 1848 im Bundeshaus eine Kontinuität über Jahrhunderte
- Überstehen von inneren Bedrohungen (Luxus, Pensionen, Reformation) aus eigener Kraft.
- Besinnung auf das eigene Wesen und eigene Tugenden (Mässigung, Bescheidenheit)
- Rückzug aus Konflikten und Abgrenzung gegen aussen (Neutralität): Schweiz als Willensnation.

Die Darstellung des Stammbaums soll suggerieren, dass aus den Wurzeln der kräftigen Eiche, gewachsen aus den drei Waldstätten, über die 8- und dann 13-örtige Eidgenossenschaft auf natürliche Weise der Bundesstaat des 19. Jh. gewachsen ist. Damit entstand das lange Zeit geltende Narrativ: Die Schweiz existiert aus eigener Kraft, dank ihrer Anstrengungen und ihrer eigenen Tugenden. Ziel eines solchen Narrativ ist die Erziehung zu loyalen Angehörigen der Nation. Der Höhepunkt dieser Bestrebungen in der Schweiz war die Geistige Landesverteidigung während des 2. Weltkriegs: Mittels dieses Narrativs sollte der geistige Abwehrwillen gegen den Nationalsozialismus gefestigt werden.

In den 1980er und 1990er Jahren wurde dieses Bild zunehmend in Frage gestellt. Es kam zu einer geschichtsdidaktischen Wende: SchülerInnen sollten zu kritisch denkenden Menschen und nicht mehr zum Dienst am Vaterland erzogen werden. (Dabei schoss nach Ansicht des Referenten die Kritik oft auch über das Ziel hinaus.)

Transnationale Geschichte als Konzept

Kann die Geschichte eine zeitgemässe plausible Erklärung für die historische Entwicklung der Schweiz geben und wie?

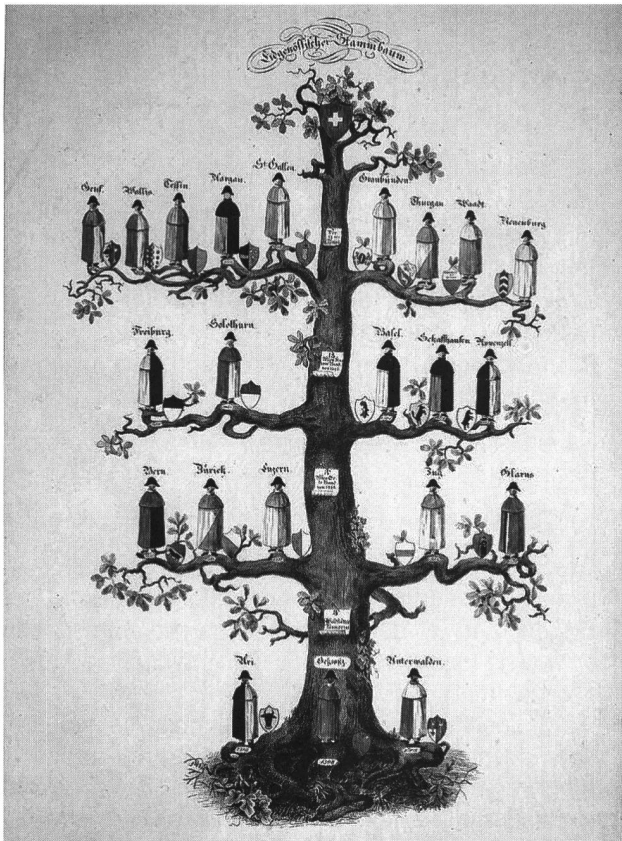


Abb. 1: Stammbaum der Eidgenossenschaft, Mitte 19. Jh. (anonym)

Dazu müssen wir den nationalen Tunnelblick aufgeben! Nationen sind keine selbsterklärenden Gebilde. Verbindungen und Interdependenzen, Integration und Kommunikation mit anderen Gebieten und Gruppen müssen gesehen werden. Doch damit sollen Grenzen nicht negiert werden, denn es gibt sie. Wie?

Das «Corpus helveticum» und die Schweiz haben aufgrund ihrer Grösse stets mit ihrem Umfeld interagiert, durch wichtige europäische Verkehrswege, als Schnittstelle dreier Kulturräume, durch Kriegsbeteiligungen. Die Schweiz ist eine Resultante der europäischen Situation!

Dabei war und ist die Migration ein wichtiger Faktor.

Militärische Migration:

Ressourcentransfer aus dem Ausland war die wirtschaftliche Basis für die Entstehung schweizerischer Eliten.

Zivile Arbeitsmigration:

- Zuckerbäcker aus Graubünden
- Bündner und Tessiner in europäischen Städten, z.B. als Träger
- Baufachleute, wie Architekten, Baumeister, Stuckateure (Bündner und Tessiner)
- Gelehrte, Hauslehrer, Erzieher

Alle diese Leute fanden im Ausland ein Auskommen, das sie so in der Schweiz nicht hätten finden können. Dazu kam die Auswanderung in deutsche Länder, nach Russland und Süd- und Nordamerika als Massenphänomen.

Die Schweiz ist erst seit 1880 ein Einwanderungsland – und ist es bis heute geblieben. Der Grund war und ist das grosse Bedürfnis an Arbeitskräften. Bereits vorher gab es eine vorwiegend qualitative Zuwanderung.

Schon im Mittelalter konnten die Städte ihre Bevölkerung nur halten dank Zuwanderung. Die Reformation brachte weitere Zuwanderer (auch Reformatoren!), Hugenotten und Glaubensflüchtlinge brachten neue Industrie. Zahlreiche Professoren an den Universitäten waren zu Beginn Flüchtlinge aus dem Ausland. Zuwanderer waren massgeblich an der «Industrialisierung» der Schweiz beteiligt: Bally, Maggi, Nestle etc.

Auch «Landwirtschaft» war auf Austausch mit Europa angewiesen. Als die Bauern im Spätmittelalter zunehmend auf Viehzucht, Milchwirtschaft und Fleischproduktion umstellten, wurde die Schweiz abhängig von Getreideimporten. Zudem brauchte es Salz zum Konservieren von Fleisch und Herstellen von Käse.

Die «Textilindustrie» importierte schon früh die Rohstoffe Baumwolle und Seide und exportierte die fertigen Produkte. Schweizer Produkte profitierten von Handelsprivilegien z.B. mit Frankreich (17./18.Jh.) für den Export. Vor dem 1. Weltkrieg war die Schweiz eine führende Exportnation mit einem florierenden Aussenhandel: ungefähr eine Drittel der Bevölkerung lebte von Exporten. Eine weitere wichtige Verflechtung mit dem Ausland bedeutete auch der «Tourismus».

Entstehung der modernen Schweiz

Es bestand eine enge Verflechtung mit den europäischen Grossmächten, daher sollte das Risiko Schweiz möglichst nah eingebunden werden.

Frankreich einerseits und Habsburg/Spanien andererseits waren die beiden grössten und langjährigen Konkurrenten; beide wollten die Schweiz an sich binden. Es bestanden seit langem Allianzen zwischen den Orten und den beiden Grossmächten. Die Allianz mit dem König von Frankreich und dessen Ambassador in Solothurn war einer der wichtigsten Stabilitätsfaktoren der Eidgenossenschaft. Diese Allianzen mit den Grossmächten waren auch für die Orte eine profitable Sache. Sie brauchten keine eigene Armee, sondern fremdfinanzierte Heere standen im Ausland, in Frankreich oder Italien. Damit konnten die Militärausgaben ausgelagert werden, was es den Bernern ermöglichte, ihren Staatsschatz zu äufnen.

Schweizer Geschichte ist eine Geschichte von Interventionen von aussen. Das «Corpus helveticum» war von zahlreichen Konflikten unter den Orten geprägt. Zwar bestanden Bündnisse untereinander, aber nie in der Absicht, ein einheitliches Gebilde zu bilden. Mit der Aufnahme von Appenzell um 1513 war Stillstand: Die 13 alten Orte haben sich nie modernisiert oder neu strukturiert. Diese Integrationsblockade konnte nur dank massiver Interventionen europäischer Mächte, allen voran Frankreich, überwunden werden!

- 1798 Helvetischen Verfassung: Untertanengebiete werden aufgehoben
- 1803 Mediationsakte: Untertanengebiete werden zu gleichberechtigten Orten
- 1813 Befreiung der Schweiz von Frankreich: reaktiönäre Kreise in Bern und Innerschweiz wollen «Ancien Régime» wiedereinführen
- 1815 Beschluss am Wiener Kongress: alle ehemaligen Untertanengebiete bleiben gleichberechtigte Orte und Schweiz erhält eine eigene Bundesarmee, um die Neutralität glaubwürdig zu verteidigen

Fazit: Das «Corpus helveticum» konnte sich nicht aus eigener Kraft modernisieren. Dies war nur dank fremder europäischer Mächte möglich.

Es hatten wohl die meisten ZuhörerInnen die Wende – den historical turn – in der Schweizer Geschichtsschreibung mitbekommen, welche der Referent in seinem Vortrag angesprochen hat. Doch wie sehr die neuere Forschung der Schweizergeschichte unseren überlieferten und auch heute noch allzu oft beschworenen Vorstellungen das Fundament raubte und wie anders sich die Geschichte der Schweiz nun darstellte, wurde wohl vielen erst mit dem Vortrag von Prof. Dr. Holenstein so richtig bewusst. Wenn wir uns endlich bewusstwerden, dass die Schweiz seit Jahrhunderten in enger Verflechtung mit den europäischen Nachbarn gelebt hatte und sich nur dank ihnen zum modernen Staat entwickeln konnte, kann dies wohl nicht ohne Konsequenzen für unsere zukünftigen Entscheidungen bleiben...

Elisabeth Bäsclin

Literatur zum Vortrag:

Holenstein, André (2015). Mitten im Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte. Verlag Hier und Jetzt, Baden. (2. Auflage)

Die weisse Gefahr. Umgang mit Lawinen in der Schweiz

Ausstellungsbesuch / Führung im Alpen Museum, Helvetiaplatz, Bern

29. Januar 2019

Die Lawine ist eine zerstörerische Naturgewalt, unberechenbar und bedrohlich. In den steilen Alpentälern hat sich über die Jahrhunderte grosses Wissen über den Umgang mit Lawinen entwickelt, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde.

Die Ausstellung Die weisse Gefahr widmet sich den unterschiedlichen Facetten im Umgang mit Lawinen, von den Verbauungen an steilen Felswänden, über die Risikoerschätzung in Wintersportregionen bis hin zur Herausbildung einer professionellen Rettung in der Schweiz.

Unser Vorstandsmitglied Barbara Keller, Vize-Direktorin des ALPS, führte uns durch die ausserordentlich gut gemachte und informative Ausstellung. Dank ihrem internen Wissen konnte sie die vielen Fragen beantworten und den BesucherInnen auch viele zusätzliche interessante Informationen geben.

Elisabeth Bäsclin

Forschung an der Grenze des Gebirgspermafrosts

**Prof. Dr. Reynald Delaloye,
Physische Geographie, Universität Freiburg**

5. Februar 2019

Die untere Grenze des Vorkommens von Permafrost liegt um etwa 2600 m ü.M. in den Alpen, schwankt aber stark je nach Orientierung, Hangsteilheit, Gestein oder Schneebedingungen. Durch Druck bewegen sich gefrorene Schuttmassen und bilden typischerweise Blockgletscher, ein morphologisches Symbol der periglazialen Gebirge. Die Klimaerwärmung verursacht eine Erwärmung des Permafrosts. Die Blockgletscher bewegen sich heute daher schneller als vor 30 Jahre. Diese thermische Entwicklung und die Folgen für die Stabilität von Gebirgsflanken in verschiedenen Gebirgsketten der Welt sind Gegenstand des Vortrags.

Permafrost ist das ganze Jahr hindurch gefrorener Boden, man findet ihn primär in den Polargebieten mit den arktischen und antarktischen Tundren, den grossen Waldgebieten sowie Teilen des Meeresbodens. Permafrost findet sich auch im Hochgebirge, in den Alpen in Höhen über 2600 m ü. M. Sein Vorkommen ist stark von der Exposition, der Hangsteilheit und den Schneebedingungen abhängig.

Die «Geomorphology Research Group» an der Universität Freiburg befasst sich mit der Erforschung der Permafrost-Vorgänge; sie ist in das PERMOS Netzwerk für die Permafrost Forschung in der Schweiz eingebunden und konzentriert sich auf den Permafrost in den Berner und Walliser Alpen.

Von der Klimaerwärmung ist der Permafrost direkt und schwerwiegend betroffen. Sie führt zum Schmelzen des Permafrosts und damit zu Instabilität des Bodens, zu Murgängen, Felsabstürzen und Blockgletschern.

Blockgletscher bestehen aus einem Schutt-Eis-Gemenge, das sich langsam tal- oder hangabwärts bewegt. Sie bewegen sich schneller als andere Gletscher, da sie mehr Wasser enthalten.

Der Blockgletscher Gemmi/Furggentältli liegt im Winter monatelang im Schatten, bewegt sich aber etwa 3m/Jahr.

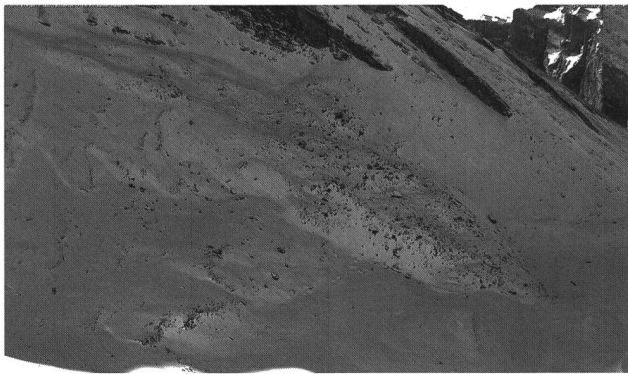


Abb. 1: Blockgletscher Gemmi/Furggentälti

Messungen haben ergeben, dass bei Permafrost die Oberflächentemperatur meist um -1 °C beträgt und mit zunehmender Tiefe abnimmt. Interessant ist, dass man Schwankungen nur bis 20 m Tiefe feststellen kann.

Der Grabengufer Blockgletscher auf der rechten Seite des Matternals ist einer von fünf Blockgletschern, die zwischen 2000 und 2010 mit Satelliten überwacht wurden und die damals extreme Flussgeschwindigkeiten aufwiesen. In den Jahren 2007 bis 2010 waren das jeweils im Winter bis zu 100 m/Jahr oder bis 30 cm/Tag.

Ein anderer Blockgletscher auf der rechten Seite des Matternals – Gugla Längenschnee – ist auch unter Beobachtung. Er hat sich in den letzten Jahren sehr beschleunigt, so dass das unten liegende Dorf Herbriggen 2017 bedroht war und vorsorglich evakuiert werden musste. Diese Massnahme war auch schon 1959 getroffen worden, wie in den Archiven gefunden wurde. 2017 haben die Bewegungen wieder zugenommen und steigerten sich 2018 auf bis zu 10 cm/Tag.

Der aktive Blockgletscher ist ein Hauptstandort der periglazialen Forschung der Universität Fribourg seit 1986.

Vorhersagen für das Verhalten des Permafrosts, insbesondere das Vordringen der Blockgletscher sind leider noch nicht möglich. Weitere Untersuchungen sind im Gang. Bei Schadenereignissen müssen je nach Situation spontan geeignete Massnahmen getroffen werden, vom Sprengen grosser Felsblöcke, die in Bewegung geraten sind – wie zum Beispiel 2018, als ein grosser Felsblock Randa bedrohte – bis zum Evakuieren ganzer Ortschaften.

Hans Wiedemar



Abb. 2: Blockgletscher Réchy/Becs-de-Bosson

Exkursionen

Exkursion Görlitz und Niederschlesien

2.–10. Juni 2018

Leitung: Ruedi Schneiter

Samstag, 2. Juni – Görlitz

Unsere Reisegruppe erreicht Görlitz, die östlichste Stadt Deutschlands, gegen Abend mit der Bahn. Görlitz liegt an der Lausitzer Neisse, die seit 1945 die Grenze zu Polen bildet. Ein Bummel vom Bahnhof zum Hotel gibt uns einen ersten Eindruck von dieser einzigartigen Stadt mit mehr als viertausend denkmalgeschützten Gebäuden.



Abb. 1: Görlitz Untermarkt (Foto: Roland Meinecke / CC BY-NC-ND)

Sonntag, 3. Juni – Görlitz und Pückler Park Muskau

Nach einem ausgedehnten Stadtbummel durch den historischen Altstadt kern mit seinen historischen, denkmalgeschützten Bauwerken aus Mittelalter, Renaissance sowie aus Barock und der Zeit des Jugendstils, ist der Nachmittag für den Besuch des Parks von Muskau reserviert. Fürst Hermann von Pückler-Muskau verbrachte 30 Jahre mit der Planung und Schaffung dieses über 800ha grossen Parks, bevor er sich 1845 aus Geldnot von seinem Besitz trennen musste. Der beidseits der Neisse gelegene Park, mit einem

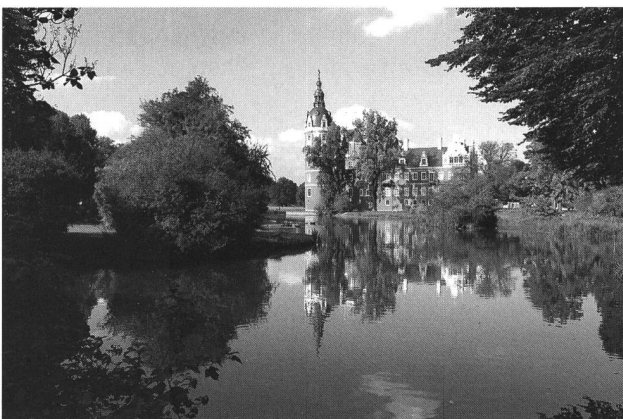


Abb. 2: Park und Schloss in Muskau (Foto: Valentina Patzlaff / CC BY-SA-3.0)

mächtigen Schloss, konnte nach der Wende wiederhergestellt werden und bietet heute Gelegenheit für ausgedehnte Spaziergänge auf deutscher und polnischer Seite.

Montag, 4. Juni – Görlitz

Mit einer Sonderführung im Schlesischen Museum Görlitz, dem Schönhof, erhielten wir einen Einblick in die mehr als tausendjährige Geschichte der Region. Nachmittags gilt unser Besuch dem Barockhaus Neissstrasse 30 mit seinen grossen Geschäfts- und repräsentativen Privaträumen. Hier ist auch die Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften, eine international einzigartige wissenschaftsgeschichtliche Sammlung, mit fast 250jähriger Standorttradi-

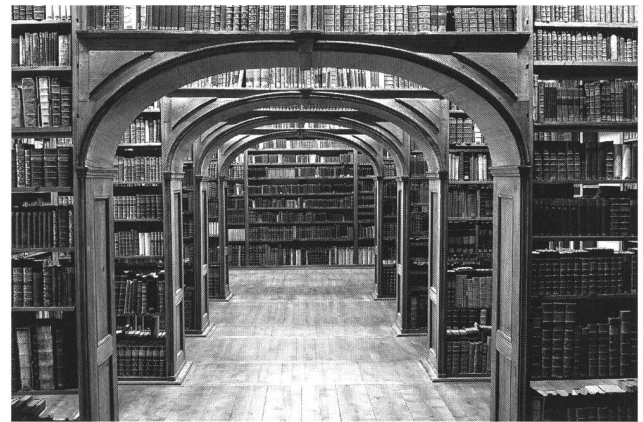


Abb. 3: Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften (Foto: Ralf Roletschek / CC BY-3.0)

tion untergebracht. Als besondere Kostbarkeit durften wir im «Schweizer Kabinett» die Sammlung mit Schweizer Gesteinen von Adolf Traugott von Gersdorff bewundern.

Dienstag, 5. Juni – Hirschberg und Umgebung

Heute verlassen wir Görlitz und lernen auf einer abwechslungsreichen Fahrt das Hirschbergtal und einige der berühmten Schlösser kennen. Zuerst besuchen wir den mittelalterlichen Wohnturm von Boberröhrsdorf



Abb. 4: Wohnturm von Boberröhrsdorf (Siedlecin) (Foto: Ruedi Schneiter)

(Siedlecin). Dort befindet sich das Wandgemälde aus der Mitte des 14. Jahrhundert, das die Geschichte eines Ritters der Tafelrunde erzählt. Nächste Station ist Schloss Wernersdorf (Pałac w Pakoszowie), heute ein Schlosshotel. Sehenswert sind der barocke Festsaal mit einem eindrücklichen Deckengemälde und ein mit original Delfter Kacheln ausgestalteter Raum.

Anschliessend führt unser Weg in den Park des Schlosses Buchwald (Bukowiec) und zu dem auf einer Anhöhe gelegenen Belvedere im klassizistischen Stil. Bevor wir Schloss Stonsdorf (Staniszów) erreichen, unsere Unterkunft für die nächsten Tage, erkunden wir auf einem kleinen Rundgang das nahe gelegene Städtchen Hirschberg (Jelenia Góra).

Mittwoch, 6. Juni – Riesengebirge und Schneekoppe

Nach einer Fahrt durch eindrückliche Wiesen- und Waldlandschaften erreichen wir das tschechische Petzer (Pec pod Sněžkou). Hier geht es mit der Gondelbahn auf die höchste Erhebung des Riesengebirges, die Schneekoppe (1603 m ü.M.). Es bietet sich ein herrlicher Blick bis ins Hirschberger Tal und zur tschechischen Seite. Dem Gipfel mit seinem touristischen Rummel entfliehen wir aber bald und geniessen auf der Rückfahrt, wieder in Polen, einen Zwischenhalt in Schömborg (Chełmsko Śląskie) mit seinen typischen Weberhäusern.

Donnerstag, 7. Juni – Hirschbergtal

Der heutige Tag gilt wieder der Schlösserwelt im Hirschbergtal; wir besichtigen Schloss Erdmannsdorf (Mysłakowice) mit seiner Schinkel-Kirche und geniessen das köstliche Mittagessen im Schloss Fischbach (Karpniki). Abwechslung bringt eine kleine Wanderung zum Schweizerhaus, einer ehemaligen fürstlichen Jagdhütte. Am späten Nachmittag erreichen wir Schloss Lomnitz (Łomnica) und werden von der Schlossherrin Elisabeth von Küster persönlich begrüsst und durch die Räumlichkeiten geführt.

Freitag, 8. Juni – Jauer und Leubus

Erste Station unserer Fahrt ist die Friedenskirche von Jauer (Jawor). Sie zählt zu den bedeutendsten Kirchen-



Abb. 5: Schloss Lomnitz (Łomnica) (Foto: Bernd Gross / CC BY-SA-4.0)



Abb. 6: Sommerrefektorium des Klosters Leubus (Lubiąż) (Foto: Krzysztof Swiatłó / CC BY-SA-3.0)

bauten Schlesiens. Nach einem Zwischenhalt in Liegnitz (Legnica), erreichen wir die ehemalige Zisterzienserabtei Kloster Leubus (Lubiąż). Diese Anlage, mit einer 223 m langen Hauptfassade, gilt als eines der grössten Bauwerke dieser Art.

Samstag, 9. Juni – Breslau

Nach einer längeren Busfahrt erreichten wir Breslau (Wrocław) und erkundeten unter kompetenter Leitung von Agnieszka Idczak die Altstadt rund um den mittelalterlichen Marktplatz, die Dominsel und als besonderen Höhepunkt die 1702 gegründete Universität mit der



Abb. 7: Breslau (Foto: Ruedi Schneider)

Aula Leopoldina. In kaum einer anderen europäischen Stadt sind die Baustile aller Epochen so präsent und die historischen Gebäude so perfekt restauriert wie in Breslau. Gegen Abend erfolgt die Weiterfahrt nach Görlitz und der Abschluss findet bei einem gemeinsamen Abschiedessen statt.

Sonntag, 10. Juni

Rückreise mit der Bahn ab Dresden nach Bern.

Ruedi Schneider

Exkursion Kapverden

27. September – 10. Oktober 2018

Leitung: Andri Bisaz, Elisabeth Bäschlin, Milton Gonçalves

27. September

Die Flugreise von der Schweiz nach Kapverden führt über Lissabon. So haben wir die Gelegenheit genutzt und mit der Exkursion auch da begonnen, was durchaus Sinn macht, war doch Kapverden bis 1975 eine portugiesische Kolonie. Prof. Carlos Nuñez Silva, ein Geograph der Universität Lissabon, führte uns durch die Innenstadt von Lissabon.

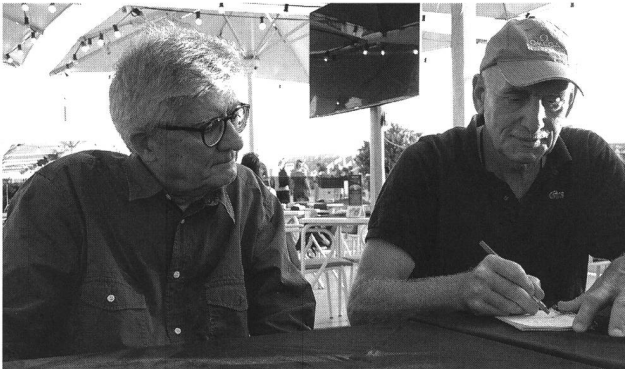


Abb. 1: Prof. Dr. Carlos Nuñez Silva und Andri Bisaz (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 2: Fado-Vorstellung (Foto: Elisabeth Bäschlin)

Abschluss des ersten Tages bildete dann das Nachtessen in einem Fado-Restaurant, wo wir mit einer fulminanten Tanz- und Musikvorführung eingestimmt wurden auf die Exkursion.

28. September

Am Morgen besuchten wir das Quartier Cova da Moura, die «11. Insel von Cabo Verde», wo fast ausschliesslich KapverderInnen leben. Unser Führer Pô, Kapverder der zweiten Generation, in Portugal geboren, zeigte uns das Quartier und stellte uns verschiedene Initiativen der Quartierorganisation vor: Quartierzentrum mit Schreibstube, Arbeitsvermittlungsbüro, Sozialdienst; Kindergarten. Für Jugendliche gibt es Judo, Fussball und Fotokurse, aber auch Kurse zu Gewaltfreiheit, ein Musikstudio und ein

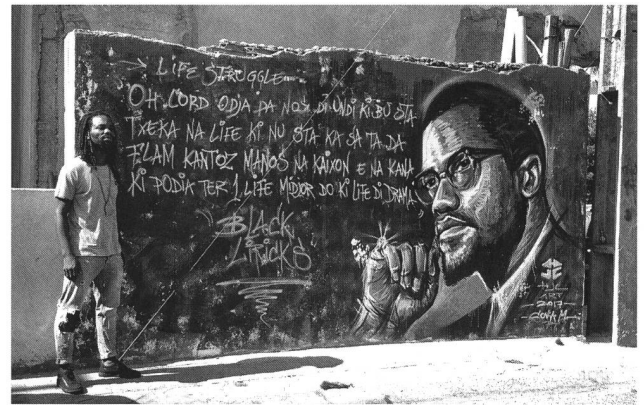


Abb. 3: Unser Führer Pô mit Strassenbild in Cova da Moura (Foto: Elisabeth Bäschlin)

Studio zum Herstellen von Videos. Der Besuch endete bei einem kapverdischen Mittagessen im Quartierzentrum.

Der Nachmittag stand zur freien Verfügung: Besuch des Kastells «San Jorge», des Klosters «Mosteiro dos Jerónimos» in Belém, des Denkmals «Padrão dos Descobrimentos» oder eine Fahrt mit «Elétrico 28» – ein Programm nach ganz persönlichen Vorlieben.

29. September

Am frühen Morgen Fahrt zum Flughafen, kurz vor Mittag landeten wir auf der Insel São Vicente. Da standen die Autos bereit, um Personen und Gepäck ins Hotel



Abb. 4: Aniceto Gomer, Cavaquinhosbauer (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 5: Mindelo: Ehemalige Sitze englischer Kohlehandelsgesellschaften (Foto: Elisabeth Bäschlin)

nach Mindelo zu bringen. Nach Hotelbezug und kleiner Siesta besuchten wir den Gitarrenbauer Aniceto Gomer. Seine Spezialität sind Cavaquinhos (Ukulele), aber er baut auch Gitarren, Geigen, Banjo oder Mandolinen.

Alain, ein langjähriger Bewohner der Stadt, machte eine Stadtführung für uns: Mindelo war früher mal ein Zentrum von Seeräubern, ebenso ein Ort, wo portugiesische und englische Schiffe sich versorgen konnten für ihren Weg nach Indien; mit der Eröffnung des Suezkanals 1869 war das Interesse Englands an Mindelo vorbei.

30. September

Besuch der städtischen Abwasser-Aufbereitungsanlage: Das Wasser wird anschliessend für städtische Grünanlagen genutzt, aber auch an Bauern für die Bewässerung ihrer Felder abgegeben. Kai, der Verantwortliche der Anlage, zeigt uns dann voller Stolz seinen Hof, der von einem Pächter besorgt wird.

Weiterfahrt über das Dorf Colhate, das sich zunehmend zu einem feudalen Zweitwohnungsort für Leute aus Mindelo entwickelt, ins Fischerdorf Salamansa, wo wir von Antonio (83) und Juan (53) von der Fischerkooperative zum Gespräch erwartet werden. Die Fischer können von ihrer Arbeit nicht mehr leben, die Jungen machen nicht weiter, es gibt keine Unterstützung – die Leute sind frustriert!

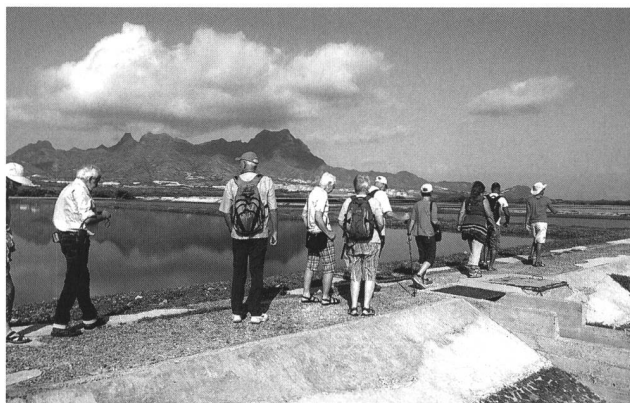


Abb. 6: Mindelo: Abwasseraufbereitungsanlage (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 7: Mittagessen bei der Fischer-Kooperative in Salamansa (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 8: Am Monte Verde (Foto: Elisabeth Bäschlin)

Fahrt zum Regionalpark des Monte Verde (750m.ü.M.): Der Berg – heute im Nebel, sogar mit leichtem Nieselregen – zeigt sich mit frischem Grasbewuchs und macht seinem Namen alle Ehre – nach Meinung von Milton ein sehr ungewöhntes Bild in dieser sonst so trockenen Gegend!

1. Oktober

Wir setzen mit der Fähre über nach Porto Novo Santo Antão. Fliegende Fische! Fahrt von Porto Novo über die 1966–1977 gebaute Passstrasse nach Ribeira Grande. Vor dem Bau der Strasse waren Eselspfade die einzige Verbindung; sie dienen heute als Wanderwege.



Abb. 9: Fischerhafen Ponta do Sol (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 10: Dorf Fontainhas (Foto: Urs Kneubühl)

Fahrt durch drei Klimazonen: Erst Trockenhänge mit Akazien, dazwischen Querrinnen als Rückhalt von – spärlichem – Regenwasser; in der Höhe dann grüne Berge bebaut mit Kleinst-Terrassen, wo Gemüse wie Mais und Bohnen wachsen; am Nordhang wird es tropisch: Limettenbaum, Papaya, Aloe Vera.

Nach Mittagessen im Fischerhafen Ponta do Sol Spaziergang der Küste entlang nach Fontainhas: Das kleine Dorf ist förmlich an den Felsen festgeklebt.

2. Oktober

Wir fahren ins «grüne Paúl-Tal» – und befinden uns in den Tropen! In Campo de Cão führt uns der Bauer Estefan auf kleinen Pfaden durch die Felder.

Landwirtschaft des Paúl-Tal ernährt auch die Bevölkerung der Insel San Vicente, zweimal pro Woche bringt ein Schiff das Gemüse nach Mindelo. Doch: grosse Preisschwankungen, keine Lagermöglichkeiten, keine Kooperative. In der Politik habe Landwirtschaft kein Gewicht, da zählt nach Meinung der Bauern nur Tourismus.

Mittagessen bei Christine und Alfred Mandel, die seit vielen Jahren in Cabo de Ribeira leben und die Entwicklung gut kennen. Sie produzieren auf 10 ha Land die Nahrungsmittel für sich und das Restaurant, dazu organisiert Alfred Kurse für Manager mit Burnout.

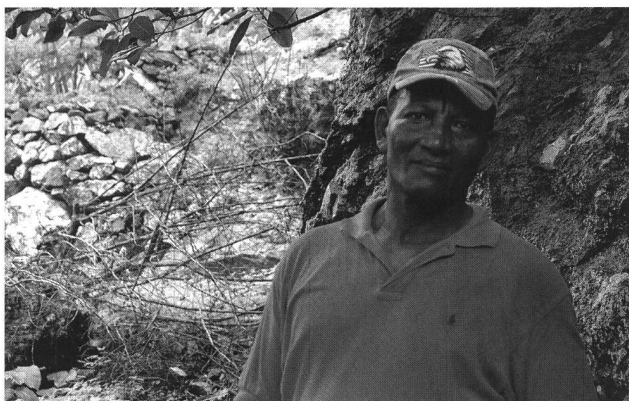


Abb. 11: Bauer Estefan (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 12: Das grüne Paúl-Tal (Foto: Elisabeth Bäschlin)

Anschliessend Besuch einer Grogue-Destillerie in Vila das Pombas mit Degustation verschiedenster Varianten, z.B. Mango-Likör.

3. Oktober

Fahrt über kurvenreiche Küstenstrasse zurück zum Hafen von Porto Novo durch eine Landschaft ohne jede Vegetation, ausser gelegentlich einige vereinzelte Bäume in einem Flussbett.

Überfahrt mit Fähre zurück nach Mindelo. Wir begegnen diesmal sogar einigen Delphinen. Da der Flug nach Praia/Santiago kurzfristig auf den Abend verlegt wurde, haben wir den Tag in Mindelo zur freien Verfügung.

Nach Ankunft auf Santiago, fahren wir durch die dunkle Landschaft und erreichen schliesslich den Hotelkomplex Vulcão am Meer. Es ist unerträglich heiss. («Dies ist Praia!», meint Milton.)

4. Oktober

Fahrt zum Fort von Cidade Velha. (Vorgesehen war ein Spaziergang, doch es ist viel zu heiss, zudem leiden viele von uns an Durchfall und fühlen sich schwach.)

Führung durch die «Fortaleza Real de San Felipe»: Philipp II. liess die Festungsanlagen Mitte 17. Jh. ausbauen und verstärken; vorher war der Ort eine leichte Beute für holländische, französische und englische britische Piraten.

Historische Stadtführung durch Cidade Velha (Weltkulturerbe).

1470 war Cidade Velha die erste Niederlassung auf Kapverden; erste Hauptstadt. Von hier aus wurden über Jahrhunderte Sklaven nach Amerika verkauft: 40 Mio. nach Brasilien, 10 Mio. nach Nordamerika. 1647 verliert Kapverden (Portugal) das Monopol des Sklavenhandels an Guinea (England).

Kirche «Nossa Senhora da Rosário»: Grundsteinlegung 1495, damit ältester kolonialer Kirchenbau der Welt.

«Rua Banana»: eine Reihe kleiner Häuser, Zeugen der ursprünglich einfachen Kolonialarchitektur; in den 1980er Jahren renoviert als UNESCO-Projekt.

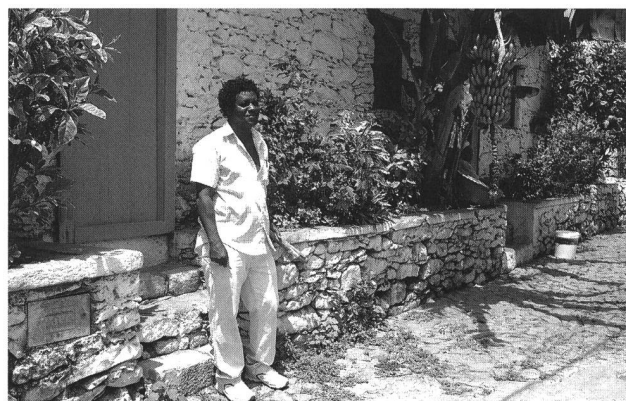


Abb. 13: Unser lokaler Führer vor seinem Haus in der «Rua Banana» (Foto: Elisabeth Bäschlin)

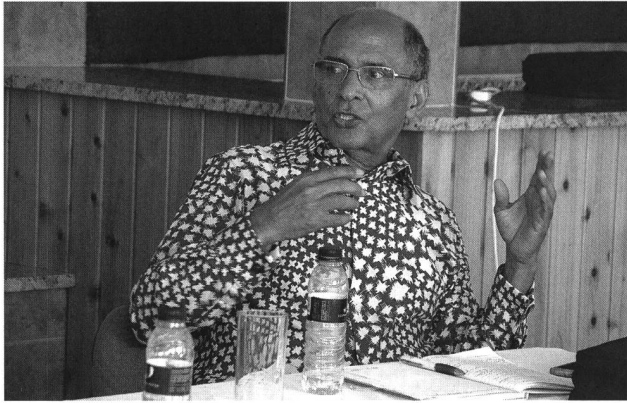


Abb. 14: Jose Brito (Foto: Elisabeth Bäschlin)

Treffen und Gespräch mit Jose Brito, 1977–1991 Minister für Entwicklungsplanung und Auswärtige Hilfe im Kabinett von Pedro Pires; Botschafter in den USA; 2006–2008 Wirtschaftsminister; 2008–2011 Aussenminister.

Gespräch mit Pedro Pires, erster Staatspräsident der unabhängigen Kapverden über Unabhängigkeit und Aufbau des Staates.

5. Oktober

Flug von Santiago auf die Vulkaninsel Fogo. In zwei Kleinbussen fahren wir in die Höhe, zur Casa Marisa, unserer Unterkunft in Chã das Caldeiras.

Halt im Gelände: Erläuterungen zum Vulkanismus von Fogo durch Peter Heitzmann. Letzter Ausbruch (2014/15): mächtige Mengen an Lava machten aus dem Tal eine Hochebene.

Halt bei der Weinbaukooperative «Oasis Cobatna» auf der Chã-Ebene (1200 m ü.M.). Weinbau auf Fogo alte Tradition, aber moderne Produktion erst mit Gründung der Kooperative als Entwicklungsprojekt 1980. Zerstörte Gebäude nach Vulkanausbruch grösser wieder aufgebaut; Reben an den Hängen kaum betroffen.

Unsere Unterkunft «Casa Mariza» wurde auf den Lavaablagerungen neu aufgebaut: Der Boden in den ebenerdigen Zimmern ist noch so warm, dass Barfuss laufen unmöglich ist!



Abb. 15: Vulkan Fogo (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 16: Lavastrom 2014/15 hat vor den Reben Halt gemacht (Foto: Elisabeth Bäschlin)

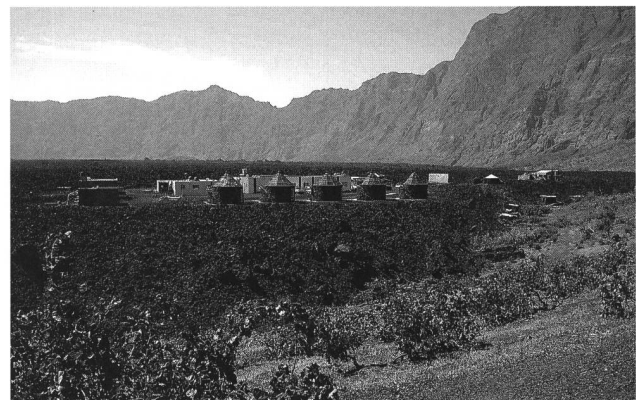


Abb. 17: Unterkunft «Casa Mariza» auf dem Schuttkegel des Vulkans (Foto: Elisabeth Bäschlin)

6. Oktober

Zwei Leute unserer Gruppe wagen mit einem Bergführer am frühen Morgen den Aufstieg auf den Pic Fogo. Die übrigen machen sich auf, die Umgebung auf eigene Faust zu entdecken.

Nach dem Mittagessen Fahrt nach São Filipe. Unterkunft im Hotel Xguate – mit Schwimmbad!

7. Oktober

Flug zurück nach Praia auf der Insel Santiago. Auf der Fahrt Richtung Tarrafal über die Hügelstrasse besuchen



Abb. 18: Wiederaufbau des Dorfes direkt auf den Ruinen (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 19: Markt: Unmengen von Altkleidern aus Europa (Foto: Elisabeth Bäschlin)

wir das Eco-Centers in Sao Domingo: eine eindrückliche Privatinitiative.

8. Oktober

Besuch des Bildungszentrums Delta Cultura, gegründet 2002 von Florian Wegenstein zur Förderung von Kindern.

Nachmittag zur freien Verfügung: Tarrafal gilt als der schönste Badestrand.

9. Oktober

Rückfahrt nach Praia durch die Hügel. In Assomada Besuch der privaten Universität Santiago: Gründung mit



Abb. 20: «Centro cultura» (Foto: Elisabeth Bäschlin)



Abb. 21: Auf jedem noch so kleinen Stück Land wird Mais angebaut!
(Foto: Elisabeth Bäschlin)

dem Ziel, der Bevölkerung abseits der Städte Zugang zu Bildung zu ermöglichen.

In Praia, Besuch der Schule «Fundação Infanzia Feliz», Gespräch mit der Gründerin und Präsidentin Adelcia Pires. Die Schule will SchulabbrecherInnen, insbesondere alleinerziehenden Mütter, wieder eingliedern; Projekt wird unterstützt von den Berner LehrerInnen.

Gespräch zu Nahrungsmittelhilfe für Cabo Verde mit Patricia Miranda Alfama, der Exekutiv-Verantwortlichen bei arfa/«Agência de Regulação e Supervisão dos Produtos Farmacêuticos e Alimentares».

Gemeinsames Nachtessen, zusammen mit Jose Brito und Adelcia Pires.

Fahrt zum Flughafen Praia; Heimflug über Lissabon nach Genf.

Ankunft in Genf: Am Mittag des 10. Oktober.

Elisabeth Bäschlin